HEFT 2 FEBRUAR 1985 5,- DM C 4143 E

Konkret

RIEFENSTAHL:
Komparsen aus dem Kz

BARBIE:
Der Schergе als Neger

HEIL &SIEG:
Tanz in den 8. Mai

JESUS:
Ein Kreuz in Polen

in konkret Februar 1985

von Konkret

an Konkret

Tanz in den 8. Mai von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

KZ-Zigeuner, tanz mit mir von Ulrich Enzensberger
Leni Riefenstahl machte aus der NS-Zeit das Schönste, was Film hergibt. Sie war so frei und bekam alle Freiheiten. Seitdem halt man sie für eine Künstlerin. Für ihren Film »Tiefland« soll sie die Komparserie, Zigeuner, im KZ selektioniert haben.

Die schwarzweißbunte Märchenwelt im Silicon Valley von Werner Rügemer
Seit Jahren ist »Silicon Valley« südlich von San Francisco in Kalifornien das Mekka der neuen Kapitalismus-Propheten: In dieser Region, wo die gegenwärtig größte Konzentration von neuen Technologien sich entwickelt hat, sollen die Heilmittel für den kranken Kapitalismus bereitstehen: weniger Staat, mehr unternehmerische Freiheit, saubere Industrien, Arbeitsplätze der Zukunft. Nicht nur die konservativen Landesregierungen versuchen in der BRD das Vorbild nachzuahmen, auch sozialdemokratisch regierte Länder und Kommunen haben sich mit Vehemenz diesem Rezept verschrieben. Doch die Hoffnungen stehen im umgekehrten Verhältnis zu den Kenntnissen über die wahren Verhältnisse in Silicon Valley.

Contra Reh von Max Wenzel

Den Invasoren entgegentreten von Arnold Snyder, Horst Schäfer
US-amreikanische Bürger beziehen in Nicaragua Position. Auf Seiten der Sandinisten. Gegen die Contras, gegen die US-amerikanische Interventionspolitik. »Witness for Peace« (Zeugen für den Frieden) ist eine der Organisationen, in denen sich US-Amerikaner zusammenfinden.

Prozeß gegen FrankreichEin linker Anwalt verteidigt den Schlächter von Lyon Klaus Barbie von Jacques Vergès
Nach vielen Verschiebungen soll jetzt in Frankreich der Prozeß gegen Klaus Barbie eröffnet werden. Barbies Verteidiger ist ein linker Anwalt. In einem Interview äußert er sich über seine Verteidigungsstrategie, über seine Absicht, der französischen Regierung ob ihrer unbewältigten Kolonialgeschichte den Prozeß zu machen, anzuklagen

Versuche mit Menschen von Michael Hannwacker
Ehe die Pharma-Industrie ihre Erzeugnisse auf den Markt wirft und den Menschen zum Fraße anbietet, müssen die Pillen und Tabletten und Kapseln getestet werden. Am und mit Menschen. Das Verfahren ist gesetzlich vorgeschrieben. Die Tester nehmen es gelassen. Sie schlucken zur Probe für ein Honorar, das mit dem absehbaren Risiko steigt

Das Kruzifix von Günther Anders
Eine Schulbuchgeschichte

Abschüsse von Andreas Juhnke
Die bundesdeutsch Polizei observiert immer gleich fleißig für die CIA

Geöffnete GebieteChina für Individualreisende von Wolfgang Förster

Hierzulande ist das insgeheime oder auch offene Begehren, China zu sehen, zu bereisen, zu erfahren mindestens so groß wie das Land selbst. China hat sich diesem Begehren mehr und mehr geöffnet. Wer kann, der kann jetzt auch alleine reisen. Man muß nur wissen, wie man es anstellt. Einige Tips.

Mein kulturelle Alltag von Günter Amendt

Drogeneinkäufer gesucht von Günter Amendt
Zur Sozialphilosophie der 80er Jahre

Deutsch für Ausländer von Frieder Kern
Die DDR-Schriftstellerin Helga Schubert liest in der BRD

Talkingheads von Natias Neutert
Vier Konzerte der »Talking Heads«, die sich 6943 Meilen von hier entfernt in Los Angeles ereignen, sind so witzlos wie eine Picasso-Skulptur, die im Panzerschrank der Chase-Manhattan-Bank unter Verschuß gehalten und nicht einmal reproduziert unter die Leute gebracht wird.Der Konzertfilm »Stop Making Sense« ist aber mehr als die Reproduktion eines Ereignisses. Natias Neutert hat sich für Konkret den Film angeschaut.

Vom Bild des Malers zur Malerei als Bild von Christoph Krämer
In Hamburg sind Höhepunkte aus dem Werk des norwegischen Malers Edvard Munch zu entdecken. Doch auch vor seinen Bildern macht der Zeitgeist nicht halt

Der restaurierte Palast von Niklaus Meienberg
Das Opernhaus in Zürich, mit 80 Millionen Franken gründlich renoviert, ist mehr als ein Kulturtempel. Es ist ein Politikum. Das bewies auch wieder die vom Bürgertum mit Glanz und Gloria inszenierte Wiedereröffnung des Musiktheaters. Niklaus Meienberg hat die Festivitäten für KONKRET miterlebt.

Opera Puffa von Frieda Geier

Der Kuß der Tosca von Corinne Schelbert
Über Daniel Schmid, Filmer mit Herz

»Bäng! Bäng! Bäng! - Das gehört auf Film!« von Arno Luik
Emile de Antonio ist der meistobservierte Dokumentarfilmer der USA. »Underground«, sein Film über die Weathermen Stadtguerilla, sollte bereits vor Fertigstellung beschlagnahmt werden. Mit neunjähriger Verspätung ist der Film jetzt auch in der Bundesrepublik zu sehen

Notizen

Bücher: Ohne Gorz ins Paradies von Georg Fülberth
André Gorz: Wege ins Paradies. Thesen zur Krise, Automation und Zukunft der Arbeit. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Rotbuch Verlag 1984,160 Seiten, DM 14. –

Bücher: Mit dem Geliebten aufs Land von Walter Klier
Tony Duvert: Als Jonathan starb, rosa Winkel Verlag 1984, 29.80 Mark

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 02/85, S. 4

von Konkret

l. Gremlizas Aussage in KONKRET l/85, »Jungsozialisten gibt es nur noch auf dem Papier, Jungdemokraten nicht einmal dort« hatte geradezu eine Papierflut aus Deutsch-Südwest zur Folge (siehe auch Leserbriefe). Der Landesvorsitzende der Deutschen Jungdemokraten des Landesverbandes Baden-Württemberg schickte als Nämlichkeitsnachweis einen Briefbogen, legte gleich noch einen des Kreisverbandes Freiburg bei und unterschrieb beide. Die Aussage ist also zu relativieren: es gibt noch mindestens Jungdemokraten mit Papier der Jungdemokraten. »Die Zeiten war'n mal besser, aber es gibt uns noch«, schreibt er dann auch.

2. Die Abo-Aktion aus dem Heft 12/84, bei der für alle noch die Teilnahme an einer Sonderverlosung von drei Reisegutscheinen winkte, hat 300 neue Abonnenten gebracht. Auf jedes volle Hundert gab es einen Reisegutschein im Werte von 1000 Mark. Die Gewinner dieser Gutscheine sind: Margrit Frey in Eutin, Norbert Sprafke in Kassel und Guido Schilling in Hannover.

3. Für solche Situationen hat der Chinese immer eine ganz klare Frage parat: Wattnu? Leser fühlen sich düpiert: »Eine wirkliche Verarschung war ja wohl dann die Story mit der neuen angeblichen ZDF-Serie »Motel S« vom Dezember-Heft. Wen wolltet Ihr denn da verarschen?«, fragte Manfred Endebrock aus Nürnberg und zeigte sich so ungehalten wie jene Redakteure landauf, landab, die sich reichlich Mühe gemacht hatten, an allen möglichen Orten die fiktive Geschichte zu recherchieren. Die Hamburger »Morgenpost« etwa versuchte mehrmals nicht sonderlich geschickt, durch Anrufe bei KONKRET den Informanten herauszupressen, und dem »Stern«, der ja nun getrost von sich behaupten kann, eher einer Enten-Farm zu gleichen, denn einer ernst zu nehmenden Zeitschrift, tat besonders empört, als er merken mußte, daß es sich bei »Motel S« um, so der ZDF-Sprecher Stefanski, »eine glatte Ente« handelte. Der Schreiber aus der Enten-Farm: »Nun behauptet 'KONKRET', das Ganze sei eh eine 'Fiktion' gewesen.« Stimmt nun auch wieder nicht. Nie wurde »behauptet«. Ist. Ist, Kollege. Das ist der feine, aber wesentliche Unterschied zwischen den beiden Häusern. Wir behaupten: viele sind reingefallen. Daß die Medienexperten in den großen Verlagshäusern brav mitgetrottet sind, spricht nicht gerade für ihre Qualifikation und ihren Informationsstand über das europäische Mediengeschehen: in der Schweiz lief in fürchterlicher Regelmäßigkeit bis zu ihrer lang diskutierten, schließlich lautstark geforderten Absetzung Anfang Januar '85 eine Serie unter dem Titel »Motel«. Wattnu?

4. An Bruno Brunis Kalenderaktion zugunsten der sandinistischen Regierung in Nicaragua mäkelte nun auch noch »Titanic« herum: »Der gute Zweck heiligt den Devotionalienhandel, der über den 'KONKRET Leserservice' abgewickelt wird, noch lange nicht.« Ach Gottchen, wieder einmal das heilige Zweckmittel. Immerhin kamen so bisher knapp 22.000 Mark zusammen. Ernster nehmen wir da dann doch einen Leser, dem Brunis Bilder auch nicht gefallen, und der dann schrieb: »Dies ist kein Geschmacksurteil, sondern die Aufforderung, Bilder ernst zu nehmen, sie zu lesen.« Das ist es: vielleicht stellt sich dann noch heraus, daß die spätpubertären Feinstrich-Witzchen der »Titanic«-Riege im Geiste doch nicht so verschieden jener neumodischen wilden Pinsler-Ästhetik sind, die in den Vorstandsetagen der Neuen Heimat ersonnen sein könnte: Wo der Beton/ die Leinwand so schön schrill und bunt und lebendig zugekleistert ist, da muß es auch hinter dem Beton/ der Leinwand schön schrill und bunt und lebendig zugehen. Na nie, mit einem O davor sogar.

5. Vier Ausgaben lang war Christel Dormagen als Autorenredakteurin für den Kulturteil von KONKRET zuständig. Ihr folgt jetzt für die nächsten drei Ausgaben Günter Amendt nach. Sein Kulturteil beginnt programmatisch, wie es von ihm erwartet werden darf, auf der Seite 53.

6. Vorsorglich sei mitgeteilt: sollte dieses KONKRET nicht pünktlich im Briefkasten oder am Kiosk liegen, dann war daran wieder einmal der Osten schuld. Damit ist es geschafft. Auch *das* Thema der letzten Wochen ist im Blatt: die Kälte.

Der Fall Griffith

Turbopeinlich (so ein Wort macht die Jugendforscher im Ollenhauer-Haus ganz wach) ist der SPD-Führung die KONKRET-Enthüllung über den Auftritt des US-Professors William E. Griffith vor der Friedrich-Ebert-Stiftung. Griffith ist Berater der Reagan-Administration und hatte in deren Auftrag den Sozialdemokraten die Leviten gelesen: »Es kommt uns allein darauf an, die Nr. I in der Welt zu werden...Das Ziel besteht darin, den Sowjets sowohl ihre Erst- als auch ihre

Zweitschlagskapazität zu nehmen... In Wirklichkeit will der Präsident keine (Abrüstungs-)Gespräche... Den Unsinn mit den Genfer Verhandlungen haben uns die Europäer eingebrockt... (Die Politik der SPD sei) eine Mischung von Nationalismus und Neutralismus, mit Tendenzen zur Finnlandisierung... (Egon Bahr müsse) aus der sozialdemokratischen Partei eleminiert werden... (Die SPD sei) eine mittelmäßige Partei einer zur Mittelmäßigkeit tendierenden Mittelmacht.« Wenn es demnächst in West-Berlin zu einem Bündnis von SPD und Grünen komme, sei mit einem amerikanischen Veto zu rechnen; in Berlin hätten die USA kraft ihrer besonderen Rechte die Möglichkeiten dazu.

Professor Helmut Gollwitzer dankte KONKRET brieflich für den verdienstvollen Abdruck, fragte aber auch ein wenig besorgt: »Ist der Bericht authentisch? Können Sie sich für ihn verbürgen?« KONKRET-Leser Bernd Bremen aus Stolberg hatte ähnliche Zweifel und wandte sich an den Parteivorstand der SPD . Er erhielt, unter dem Datum des 4. Januar 1985, zwei Antworten – von Bundesgeschäftsführer Peter Glotz und von Eduard Heußen, Redaktionsbüro des Parteivorstands:

Sehr geehrter Herr Bremen,

ich selbst habe an der Veranstaltung der Friedrich-Ebert-Stiftung nicht teilgenommen, über die in KONKRET (Heft 11/84) berichtet wird . Mir ist allerdings bekannt, daß Prof. Griffith mit ziemlich vielen Politikern aus allen Lagern gesprochen hat. Seine Auffassungen sind uns bestens bekannt. Nur können Sie nicht erwarten, daß die Sozialdemokratische Partei die Auffassungen eines (möglicherweise einflußreichen) Professors einer amerikanischen Universität kommentiert. Bitte haben Sie dafür Verständnis.

Mit freundlichen Grüßen

Eduard Heußen

Sehr geehrter Herr Bremen,

ich bin dem Artikel aus der Zeitschrift KONKRET nachgegangen und kann Ihnen folgendes mitteilen:

1. Auf einem deutsch-amerikanischen sicherheitspolitischen Workshop der Friedrich-Ebert-Stiftung am 28. und 29. Juni 1984 beteiligte sich als Teilnehmer – nicht als eingeladener Redner – Herr William E. Griffith aus den USA . Er hat sich dort lediglich einmal zu Wort gemeldet; die Friedrich-Ebert-Stiftung hat uns gegenüber die Darstellung der Zeitschrift KONKRET nicht bestätigt. Die Kritik an der SPD, die Herr Griffith vortrug, wurde von den anwesenden sozialdemokratischen Politikern eindeutig zurückgewiesen.

2. Die Friedrich-Ebert-Stiftung veranstaltet seit Jahren deutsch-amerikanische Workshops, zu denen sie Vertreter unterschiedlicher Richtungen aus den USA einlädt. Herr Professor Griffith ist bei keiner dieser Veranstaltungen als Redner aufgetreten.

3. Im Unterschied dazu ist Herr Griffith verschiedentlich bei Veranstaltungen der Konrad-Adenauer-Stiftung oder der Hanns-Seidel-Stiftung aufgetreten und hat dort seine Auffassungen vertreten, die, sofern man mündlichen Berichten darüber trauen kann, den in der Zeitschrift KONKRET dargestellten Behauptungen zumindest in einigen Teilbereichen entsprechen können...

Mit freundlichen Grüßen

Peter Glotz

Zwei Künstler auf dem hohen Seil... Resümieren wir: »Herr« Griffith ist erstens bloß »Professor einer amerikanischen Universität«, allenfalls »möglicherweise einflußreich«, nämlich Mitglied des Beraterkreises der US-Regierung. Zweitens wurde Herr Griffith gar nicht »als Redner« eingeladen, sondern bloß »eingeladen«, und zwar zu einem zweitätigen »Workshop«. Drittens hat er nicht geredet, sondern sich »nur einmal zu Wort gemeldet«. Viertens hat er nicht gesagt, was in KONKRET davon zu lesen war, oder vielmehr: die Friedrich-Ebert-Stiftung hat es gegenüber dem Parteivorstand »nicht bestätigt« (wenngleich auch nicht bestritten), aber fünftens wurde seine Rede »von den anwesenden sozialdemokratischen Politikern eindeutig zurückgewiesen«. Sechstens redet Herr Griffith so, wie in KONKRET beschrieben, nur bei den Parteistiftungen der CDU und der CSU, dennoch sind »seine Auffassungen uns bestens bekannt«, weil er siebtens »mit ziemlich vielen Politikern aus allen Lagern gesprochen hat« (nur traut er sich bei Sozialdemokraten nicht so recht – aus Angst vor eindeutigen Zurückweisungen).

Kurzum: An dem Bericht »Ziemlich vertraulich« in KONKRET 11/84 stimmt eigentlich jedes Wort.

Konkret 02/85, S. 6

an Konkret

Außergewöhnlich

KONKRET I/85

Einige außergewöhnliche Artikel sind in der letzten Ausgabe: »Der Faktor PSY«, »Gewalt der Geschwindigkeit« und »Ein Terrorist der Philosophie« haben mich öfter als einmal, trotz des teilweise fast unverständlichen Deutsch zum Nachdenken angeregt. Aber laßt doch den armen R. zufrieden.

K. KUSCHE

MÜNCHEN

Gekauft

KONKRET I/85: »Der Bazar« – Jan Morgenthaler über Afghanistan

KONKRET wird von mir regelmäßig gelesen, da die Zeitschrift zu den Wenigen gehört, die nicht von der Industrie manipulierbar sind. Der Artikel »Der Bazar« läßt mich aber an Eurer Unabhängigkeit stark zweifeln. Seit Ihr von der DKP gekauft worden???

Anders kann ich mir kriegsverharmlosende Aussagen wie »Wenn im Landesinneren Afghanistans gekämpft wird (...) dann hauptsächlich gegen eine rivalisierende Partei« nicht erklären .

Wenn Sie weiterhin den Imperialismus der einen Seite so verharmlosen wie in diesem Artikel, dann kann ich mir anstelle von KONKRET auch gleich die UZ kaufen .

HOLGER BECK

LEVERKUSEN

Blaue Blume

KONKRET 1/85: Nikolausi? Osterhasi! – Hermann L. Gremliza über die grüne Zukunft

Da erfahre ich also aus KONKRET, daß es die Jungdemokraten nicht mal mehr auf dem Papier gebe. Viele haben ja nun tatsächlich gedacht, daß es uns spätestens 1984 nicht mehr geben werde, nachdem wir uns im Herbst 1982 von der FDP trennten, vor allem natürlich Genscher und seine Partei, für die nicht sein konnte, was nicht sein sollte, daß wir nämlich die Parteitrennung überleben würden. Ertragen mußten sie's.

Nun hatte KONKRET uns ja nicht mal diese Trennung zugetraut, allenfalls, so jedenfalls in einem Wendeszenario von Michael Schilling in KONKRET 5/82, das Aufmucken von vier unserer Landesverbände dergestalt, daß sie fortan keinen FDP-Wahlkampf mehr machen wollten. Getrennt haben wir uns dann doch, um ohne historische Erfahrungen das Experiment zu wagen, ohne und gegen die alte Partei unabhängige Jugendpolitik zu machen. Der letzte Versuch einer solchen Trennung der Jungdemokraten von ihrer Partei – 1930 als die DDP sich zur Staatspartei auflöste – war wenig erfolgreich und konnte als Vorbild nicht dienen. Andere Jugendverbände gaben auch keine Beispiele, so daß unser möglicherweise systemwidriger Versuch mit genügend Schwierigkeiten verbunden war, aber bis heute diesen kleinen radikaldemokratischen Jugendverband nicht davon abhält, seine Arbeit dort zu tun, wo er es für sinnvoll hält. Nachfrage lohnt, wenn nicht bei uns, dann an so unterschiedlichen Stellen wie bei den vds, der Krefelder Initiative, den Jugendverbänden der sozialistischen Länder oder den liberalen Jugendorganisationen in Westeuropa, oder alternativ bei der AL in Berlin oder verschiedenen Landesverbänden der Grünen.

Unsere Einschätzungen zu diesen übrigens ähneln sich. Wenn ich auch nicht sicher bin, ob es den Grünen gelingt, sowohl die Jusos der achtziger Jahre als auch eine zukünftige sozialliberale Partei darzustellen, so ist zumindest letzteres wohl ziemlich richtig. Schon jetzt sind sie der FDP der siebziger Jahre verteufelt ähnlich und der Schritt von Ökolibertär zu Bangemann ist auch nicht weiter als der von Schily zu Maihofer in dessen besten Tagen. Und mancher Jungdemokrat mit grünem Parteibuch merkt bereits, daß die Grünen ihm ähnliches bieten wie früher die FDP ihrer Jugendorganisation: rechtsstaatliches Bewußtsein und Akzeptanz jeweils alternativer Lebensformen in Verbindung mit dezentem Antikommunismus, weniger dezenter Gewerkschaftsfeindlichkeit und deutlichem Elitebewußtsein.

VOLKER PERTHES

LANDESVORSITZENDER DEUTSCHE JUNGDEMOKRATEN NRW e.V.

MOERS

Gehässig

KONKRET 12/84: Öko-Feminismus: Die grüne Frau schrubbt sich frei

Wenn Gremliza in seinem Artikel über das Waldsterben (11/84) *nur* auf die Interessen der Holzindustrie abhebt, zeigt dies, daß ihm ökologische Grundkenntnisse fehlen. Das kann man noch überlesen. Aber das Titelbild 12/84 ist so diffamierend kalkuliert, als wolltet ihr die Konkurrenz mit der »Bild«-Zeitung gewinnen. Dazu paßt im KBW-Artikel der gehässige Vergleich mit den Frankfurter Grünen.

Wenn ich als langjähriger KONKRET-Abonnent zurückblättere, finde ich viele Diffamierungen und Spötteleien über die Grünen. Ist es nicht möglich, solide Analysen und qualifizierte Streitgespräche über diese erfolgreiche Partei abzudrucken, die immerhin zehn Prozent der Bevölkerung hinter sich hat und sich *zugleich objektiv* im Kampf gegen die kapitalistische Ausbeutung und Zerstörung der äußeren und inneren Natur befindet !

Strauß scheint besser zu begreifen als Ihr, auf welcher Seite die Grünen kämpfen.

DR. BERND JANSSEN

HANNOVER

Lesenswert

KONKRET 1/85

Das war aber auch dringend notwendig, daß nach dieser Dezember-Nummer (die Euch sicher etliche Abos gekostet hat) wieder eine von Anfang bis Ende lesenswerte KONKRET auf den Markt kam ! Wenn allerdings Gremliza tatsächlich mal Karsten Voigt und Wolfgang Roth für »Systemüberwinder« gehalten hat, sollte er künftig genauer hinsehen, vielleicht sieht er dann auch nicht »nur noch auf dem Papier« Jusos.

WERNER HAERTEL

HAMBURG

SS-Reiter

KONKRET 12/84: »Die moralisch gewendete Geisterbahn« – Ein Bonner Bilderbogen

In der Publikation über Korruption in der Bundesrepublik Deutschland und über Schiebungen vermisse ich den Fall Carstens.

Carstens war, bevor er Bundespräsident wurde, schon vom Staatsanwalt des Falscheides überführt. Da aber die Konservativen ihn als Präsident brauchten, drehte das Gericht in Köln das Urteil um, so daß Carstens, ebenso wie »Old Schwurehand« Zimmermann, freigesprochen wurde.

Ferner fehlt der Fall Gerstenmeier. Er war SS-Reiter und durfte für die Kirche ins Ausland reisen, wann immer er wollte. Nicht-Staatstreue bekamen keine Ausreisegenehmigung !

A. RAAB

NERVI (GENUA)

Miniatur

KONKRET 1/85: »Hausmitteilungen«, «Der Durchbruch des Dschai Eff« – von Sabine Rosenbladt

In den letzten Hausmitteilungen (1/85) habt Ihr Euch gegen Kritik immunisiert. Wer an KONKRET rumnörgelt, soll sich gefälligst selber was schreiben. Wer keine Zeit und kein Talent dazu hat ist selbst Schuld. Die fünf Mark, die bei der Aufkündigung des Abonnements eingespart werden, können zur Gründung einer eigenen Zeitung verwendet werden.

Ich will aber KONKRET nicht kritisieren sondern loben. Es ist wirklich bewundernswert, wie S. Rosenbladt sich bei dem Versuch, J. Fischer zu entlarven, sich selbst der Maske einer ernstzunehmenden Journalistin entledigt. Ich selbst wäre bei der Spiegellektüre nie auf den Gedanken gekommen, daß der Fischer mit dem Geissler unter einer Decke steckt. Es bedarf schon des Talents einer KONKRET-Schreiberin und eines KONKRET-lay-out-Könners den Fischer zum Verräter an der Basis (Arbeiterklasse?) und zum Fiesling zu stilisieren. Besonders wertvoll wird diese Miniatur, wenn man bedenkt, daß als Material nur einige Gesprächsfetzen und ein Foto zur Verfügung stand. Ich bin überzeugt, daß andere Blätter diese Talente nicht verkommen lassen werden, selbst wenn KONKRET ähnlich wie der AK mal mehr Seiten als Leser haben

sollte. Solange Dogmatismus dem Selbstdenken vorgezogen wird, haben Manipulateure, auch wenn sie sich als »links« einordnen, ihren Marktwert.

OTTO SUNDT

BRAUNSCHWEIG

Hämisch

KONKRET 12/84: Klatsch

Wenn Ihr weiterhin zwei Seiten Klatsch bringt, wird es Euch bald zu Recht so gehen, wie dem auf Seite 49 hämisch bedauerten »Arbeiterkampf«: Die Seitenzahl wird höher als die der Abonnenten.

Die »Bunte« läßt schön grüßen .

FRANK SEGEBADE

MÜNCHEN

Konkret 02/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Tanz in den 8. Mai

Dem Andenken an Hermann Gremliza(1907- 1985), meinen geliebten Vater, den treuesten Freund und Förderer dieser Zeitschrift

An Omas Geburtstag wird nicht gefastet und zu Allerseelen wird nicht geschunkelt. Das weiß man doch. Wenn aber der Tag, an dem die deutsche Wehrmacht vor den verbündeten Armeen der drei Westmächte und der Sowjetunion kapitulierte, sich zum vierzigsten Male jährt – darf dann geschluchzt oder gejuchzt werden?

Die Ungewißheit, was wohl schicklich sei, ist perfekt: Geht man mit H. Kohl zum Bittgottesdienst in den Kölner Dom oder tut man Buße vorm Fernsehgerät, aus dem R. v. Weizsäcker Besinnliches spricht? Schwatzt man sich durchs »Nürnberger Friedensgespräch« der Sozialdemokratie, gibt man mit der Vorstandsfrau des DGB 1. Brusis »dem Gefühl der Erleichterung an diesem Tag« Ausdruck (und wie?) oder feiert man mit Grünen und Roten die Befreiung vom Faschismus? Und was zieht man an, je nachdem?

Ich fürchte, die einen werden bei der falschen Hochzeit und die andern bei der falschen Beerdigung aufkreuzen.

Die Bourgeoisie hat sich schon mal das kleine Schwarze rausgehängt: »Daß Deutschland mit Mauer, Stacheldraht und Flüchtlingsmengen...der eigentliche Gewinner des Krieges sei, geteilt und ohne die – gewiß relative – Souveränität Frankreichs und Englands, dem mag man so fröhlich nicht zustimmen. Da kann man mit Alfred Dregger ausnahmsweise einmal einig sein: Laßt sie feiern, weil sie den Krieg gewonnen haben. Wir gucken zu und feiern nicht mit.« Diese ausnahmsweise Einigkeit in einem Punkt, der wichtiger ist als alle regelmäßigen Streitereien, verbindet H. Konsalik mit F. Strauß und H. D. Genscher mit dem Autoren jener Sätze, R. Augstein. Klassentreffen zum Vierzigsten.

Anstatt sich nun aber miteinander zu freuen, wie weit ihre Klasse es gebracht hat, wie sicher sie das Land im Griff hält und wie kraftlos die Gegner ihrer Ordnung dahinkümmern, greinen sie den paar Verlusten nach, die das gekostet hat: Mauer, Stacheldraht, Flüchtlinge (Todesschuß hat er vergessen).

Das ist nun wirklich undankbar. Erinnert sich denn keiner, wie das war, bevor sie den Retter riefen, im dreiunddreißiger Jahr? Als der Klassenkampf tobte, die Kommunisten an die 30 Prozent der Wählerstimmen erhielten, die Börsen krachten, die Arbeitslosenheere um die Villen lungerten und man wirklich Angst ums nackte Geschäft haben mußte? Und wie sie dann die Faschisten in die Macht setzten, ihnen den roten Pöbel vom Hals zu schaffen, ein für allemal? Wie gründlich die das besorgten, von Saarbrücken bis kurz vor Moskau? Wo wurde denn die Stabilität der Bundesrepublik geschaffen, wo die Gemeinsamkeit der Demokraten geschmiedet? In Buchenwald, in Dachau, Neuengamme und Esterwegen! Die paar Kommunisten, die der Ausrottung entgehen konnten, die würde man später auch auf rechtsstaatliche Manier kleinkriegen. Den Klassenfeind enthauptet, die Sowjetunion verwüstet bis zum Ural und um zwanzig Millionen Menschenleben beraubt – war das etwa den Preis der ostelbischen Äcker und der sächsischen Fabriken nicht wert? Kriegt diese deutsche Bourgeoisie den Hals eigentlich niemals voll?

Wäre sie auch nur ein bißchen bescheiden, müßte sie ihre neue Hauptstadt zum Tanz in den 8. Mai mit Girlanden schmücken zur Wiederkehr des Tages, an dem die westlichen Alliierten ihr die frechgewordenen Handlanger vom Hals schafften und die Auftraggeber an die Brust nahmen: die Arisierer, die Schinder von KZ-Häftlingen und Kriegsgefangenen, die Flicks und Krupps und IG-Farbigen (Augsteins Inserenten, mit Verlaub). Nichts da, sie trauern dem verlorenen Schlesien nach – denn weiter kommt man ohne ihr, beim nächsten Mal, mit stärkeren Verbündeten als damals.

Wobei nicht vergessen werden soll zu erwähnen, daß die deutsche Bourgeoisie auch in jenen zwölf turbulenten Jahren der Solidarität ihrer westlichen Klassenkameraden keineswegs entraten mußte, die bis zum Kriegsbeginn mit den Unternehmern Nazi-Deutschlands business as usual trieben, die Zerschlagung der Arbeiterklasse klammheimlich dufte fanden (die Appeasement-Politiker Chamberlain und Daladier waren nicht die Vorgänger der Friedensbewegung, sondern die des Duarte-Freundes Geißler), dem Feldzug Hitlers bis vor Moskau in großer Ruhe zusahen und ihre Bomben sehr gezielt an den Villengegenden vorbei auf Arbeitersiedlungen fallen ließen. Auch sie wußten halt, was sie an dem deutschen Experiment mit dem Faschismus hatten: In Westeuropa würde sich auf Jahrzehnte keine revolutionäre Kraft mehr erheben. Churchill war auch das nicht genug: »Wir haben das falsche Schwein geschlachtet«, sagte er und meinte richtig die Sowjetunion. Seine späte Nachfolgerin M. Thatcher will deshalb den 8. Mai keinesfalls mit den einst verbündeten Sowjets feiern. Ihr ist eh nicht festlich zumute: Scargill, immer nur Scargill, und nirgends ein Dachau. (Da könnte ich zu weit gegangen sein – vielleicht wäre sie ja mit zwanzig Jahren Z schon zufrieden.)

Zu trauern aber hätten die am 8. Mai, die trotzig nach einer Feier rufen. Und zwar erstens darüber, daß es in dem Bereich, der später Bundesrepublik wurde, wohl ein Ende des faschistischen Zwischenspiels gegeben hat, nicht aber eine

Entmachtung seiner Autoren, die den Namen »Befreiung« verdiente; und zweitens, erst recht, darüber, daß sie auf die falschen Tränen der Kriegsverlust-Gewinnler hereinfallen: Die Bourgeoisie erinnert sich klagend ihrer wunderbaren Rettung und wird von der Linken auch noch entnazifiziert.

Eine »Befreiung vom Faschismus« könnten allenfalls die feiern, die am und um den 8. Mai 1945 aus den Konzentrationslagern und Gestapo-Kellern geholt wurden – und von diesen vor allem die Juden; andere Opfer, Kommunisten, Sinti, Homosexuelle hatten nicht eben *die Freiheit* vor sich, viele fanden sich zehn Jahre später wieder im Knast, angeklagt von denselben Staatsanwälten, verurteilt von denselben Richtern, bewacht von denselben Wächtern. Diesmal gewiß ohne Angst vorm Genickschuß und der Gaskammer: aber rechtfertigt dies Stückchen zivilisatorischen Fortschritts wirklich das große Wort Befreiung?

Natürlich war das die Parole auch der Churchills, die ihren Soldaten was Edles mit auf den Weg geben mußten – wer stirbt schon gern für ander Leute Besitztitel – , und so findet sich in dem Brevier, das Englands Regierung jedem Uniformierten für seinen Weg nach Deutschland in den Tornister legte, der Satz: »The Nationalist Party (Junkers – that is, feudal landowners – generals and industrialists) believed they could use the Nazis to restore their old privileges.« Und das haben sie – abgesehen von den ostelbischen Junkern – verdammt zu recht geglaubt. Also bitte keine Krokodilstränen, die Herren! Prösterchen, auf den 8. Mai!

Mein Feiertag ist das nicht. Und wenn ich mir ein paar schöne Augenblicke gönnen will, halte ich mich lieber an die kleinen Freuden, die der Alltag doch auch für mich bereithält: Die Pershing II beispielsweise, die den GIs in Waldheide um die Ohren geflogen ist.

Konkret 02/85, S. 10

Nachrichten

Na endlich

Die Deutschstämmigen in Namibia müssen sich nicht weiter mit Afrikaans oder Englisch herumschlagen. Für die Weißen gibt es nun eine dritte offizielle Amtssprache: Deutsch. Das geht aus einer jetzt in Windhuk veröffentlichten Änderung der Proklamation AG-8 aus dem Jahre 1980 hervor. Diese Proklamation, die die Befugnisse und Aufgaben der verschiedenen ethnischen Bereiche festlegt, zwang die Deutschstämmigen bisher, noch nicht einmal in ihrer eigenen Sprache losdonnern zu können. Jawoll.

Heimlich

Spanien ist zu Beginn des Jahres ohne viel Aufhebens der Logistik-Organisation der NATO beigetreten. Die Organisation soll die Waffen- und Elektroniksysteme der Allianz möglichst vereinheitlichen und Kosten sparen. Spanien, seit 1981 NATO-Mitglied, aber bislang nicht voll integriert, bekommt nun Zugang zum Kauf von Waffensystemen, die einzig NATO-Ländern zugänglich sind.

Freiheitsliebe

14 konservative Verbände haben in Washington dem rechtsextremen salvadorianischen Politiker Roberto d'Aubisson eine Medaille für seinen »Einsatz für die Freiheit« verliehen . 120 geladene Gäste, darunter die Beraterin von Präsident Ronald Reagan und ehemalige Botschafterin Faith Ryan Whittlesey, nahmen an einem Essen zu Ehren d'Aubissons teil. Veranstalter waren unter anderem die »Washington Times«, die Verbände der »Moral Majority« und der »Amerikanischen Waffenbesitzer«. In der Würdigung hieß es, der ständige Einsatz des salvadorianischen Politikers zur Verteidigung der Freiheit gegen die kommunistische Aggression sei ein weltweites Beispiel für freiheitsliebende Menschen.

Zahlenakrobatik

Mit weniger Arbeitslosen- und Kurzarbeitergeld als 1984 hofft die Bundesanstalt für Arbeit 1985 auszukommen. Der Haushalt der Bundesanstalt hat für 1985 ein Volumen von knapp 33 Milliarden Mark, für 1984 lag er bei 34,8 Milliarden Mark. Dem Haushalt liegen unter anderem zugrunde: 860.000 (1984: 1.036.000) Empfänger von Arbeitslosengeld, 400.000 (750.000) von Kurzarbeitergeld, 118.000 (114.000) Empfänger von Unterhaltsgeld und 80.000 (70.000) Beschäftigte in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen . Die Sozialämter der Kommunen werden die reduzierten Ansätze auszubaden haben.

Keine Amnestie

Zwar steht der Prozess gegen die Rheinmetall-Manager wegen eines angeblich nicht genehmigten Exports einer Munitionsfüllanlage nach Südafrika auch nach sechs Jahren Ermittlungen immer noch aus, aber aus der regierungsamtlichen Amnestie wird nun doch nichts. Die Bundesregierung hat sich von ihrer eigenen Gesetzesvorlage, die eine Halbierung der Mindeststrafe von einem Jahr vorsah und damit bei Verfahren wegen Verstößen gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz Verfahrenseinstellung ermöglicht hätte, wieder distanziert. Nach Zustimmung aller Länder im Bundesrat teilte sie dem Bundestag mit, ihretwegen könne gerne über diesen Passus des Gesetzes erneut diskutiert werden. Der bisherige Rheinmetall-Chef Hans L. Hockel sieht alles gelassen. Mit dem Erreichen des 60. Lebensjahrs setzte er sich ab und zur Ruhe. Neuer Chef der Waffenschmiede ist Hans U. Brauer geworden.

Fliegende Bullen

Das Thema ist ein Dauerbrenner: »Distanzmittel«, »humane« oder gar »gering-tödliche Waffen« lauten einige der Bezeichnungen für einen alten Wunsch bundesdeutscher Ordnungspolitiker, das vorhandene Arsenal zwischen Schlagstock und Hochdruckwasserwerfer weiter zu ergänzen. Die bislang gebräuchlichen Geschosse – mit Styropor ummantelte CN-Petarden – erreichen zwar eine maximale Entfernung von 120 Meter, erfahrene Demonstranten können sie jedoch zurückschleudern.

Nach knapp zehn Jahren vergleichender Untersuchungen internationaler Entwicklungen stellte die Oberndorfer Waffenschmiede Heckler & Koch 1982 einen bundesdeutschen Prototyp vor: die Mehrzweckpistole MZP I samt passender Munition, wahlweise kastaniengroße Hartgummischrote oder 180 Gramm schwere aufklappbare Geschosse mit 24 Zentimeter Spannweite ebenfalls aus Hartgummi.(KONKRET 3/83).

Das Modell fand im Raketenstationierungsjahr keine Zustimmung in der Innenministerkonferenz (IMK). Polizeiexperten kritisierten zudem die mangelnde Treffgenauigkeit: Sie streute teilweise in einem Maße, daß nur eins garantiert werden konnte: der Schütze trifft sich nicht selbst. Die IMK beauftragte daraufhin das Frankfurter Batelle Institut, weiter zu forschen mit dem Ziel, mehrere, miteinander nur schwer zu vereinbarende Bedingungen zu erfüllen: Die Geschosse sollten mit konstanter Geschwindigkeit noch auf 60 Metern Entfernung Getroffene zwar umwerfen, aber nicht ernsthaft verletzen dürfen. Die Gesetze der Ballistik ließen nur ein Ergebnis zu: Ein Geschoß mit Eigenantrieb, hinter vorgehaltener Hand mittlerweile »Zimmermann-Orgel« genannt.

Daraufhin erhielt 1984 die Münchner Firma Messerschmidt-Bölkow-Blohm (MBB) den Zuschlag, die technische Ausführung zu übernehmen. Die Vorgabe der IMK lautete, entweder einen »Wirkkörper« zu entwickeln, der sich erst am Ziel zerlegt und den Kampfstoff CN bzw. CS freigibt, oder aber ein »großformatiges Weichgeschoß«, das sich am Getroffenen aufklappt.

Das Projekt macht nur noch aus rein ideologischen Gründen einen Sinn, technisch erscheint es selbst Waffenexperten der Polizei als »einigermaßen unsinnig«. Kampfstoffkörper der zu entwickelnden Art sind nämlich bereits seit einigen Jahren auf dem Markt, so zum Beispiel gummiummantelte CN-Petarden mit mehreren Ausströmdrüsen, die froschähnlich in der Gegend umherhüpfen und nur schwer einzufangen sind. Ein anderes Modell kann Fenster und Türen durchschlagen und setzt erst im dahinter gelegenen Raum seinen Inhalt frei.

Zum »großformatigen Weichgeschoß« äußerte ein hochrangiger Polizeibeamter gegenüber KONKRET: »Weiches Material, gleichbleibende Geschwindigkeit, großes Format, umwerfende, aber nicht verletzende Wirkung? – Da können wir doch gleich den Beamten einen NASA-Düsenkoffer auf den Rücken schnallen und sie in die Demonstration fliegen lassen !« .

Buback u.a.

Georg Steevens ist Bonner Repräsentant der Waffenfirma Heckler & Koch. Er hat ein gutes Gewissen. Dennoch zog er mit seinem Büro ins anonyme, aber dafür gut bewachte »Bonn-Center« um, nachdem eine kleine, aber laute Demonstration ihn in Schrecken versetzt hatte. »Heckler & Koch, wir kriegen Euch noch«, lautete damals die Parole. Um eben dies zu verhindern, ließ der Waffenhändler mit dem äußeren Erscheinungsbild eines Staubsaugervertreters Adresse und Ruf-Nummer seines Büros aus dem dicken gelben Buch verbannen. Half aber nix. Die Bonner Szene stöberte ihn auf und stellte ihn zur Rede. Angesprochen auf die Funktion seiner Produkte griff Steevens zum Vergleich: Der Herr Buback wäre mit einer Heckler & Koch-Waffe ermordet worden. Schlimm. Aber die Geisel in Mogadishu wären auch mit H & K-Waffen befreit worden. Die Waffe an sich sei nicht gut oder böse.

Kackmalheur

Die französische Linke steht gegenwärtig gar nicht gut da. Nach den letzten Meinungsumfragen könnte die rechte Opposition bei jetzt anstehenden Wahlen 59 Prozent der Stimmen auf sich vereinigen (30,5 Prozent RPR, 17 Prozent UDF, 7 Prozent Front National, 4,5 Prozent für verschiedene Rechtsparteien). Die Linke bringt es gerade auf 35,5 Prozent (Sozialisten 23 Prozent, Kommunisten 10 Prozent, verschiedene Linksparteien 2,5 Prozent). Die Ökologisten könnten 5,5 Prozent der Stimmen auf sich vereinigen. Besonders mißlich für die Linke: im zweiten, gemeinhin entscheidenden Wahlgang, wären zwar 76 Prozent der kommunistischen Wähler bereit, für einen Kandidaten der Sozialisten zu stimmen, aber die sozialistischen Wähler wären nur zu 35 Prozent bereit, einem kommunistischen Kandidaten ihre Stimme zu geben.

wg. Walter Rasch

Walter Rasch, Landesvorsitzender der westberliner FDP ist endlich »so ausgestattet worden wie die übrigen Herren«. Nicht Flick, sondern Marx hat geholfen. Dr. Erich Marx, der in Westberlin sein Geld – und das nicht zu knapp – mit Immobilien macht. Marx hat gemeinsam mit seinen Berufskollegen Klingbeil, Hauer & Noack und anderen dem FDP-Landesvorsitzenden eine neue Sekretärin spendiert. »Wir sind uns sicher einig darin, daß die bürgerliche Mehrheit nach der Wahl nur mit Hilfe der FDP zu halten ist. Was der CDU mit Herrn von Weizsäcker nicht gelang, nämlich die absolute Mehrheit zu erreichen, wird ohne ihn erst recht nicht möglich sein«, schrieb Marx an die Kollegen seiner Branche und wies auch gleich den Weg: »Um möglichst schlagkräftig in den Wahlkampf gehen zu können, hat mich Walter Rasch gebeten, ihm bei der Einstellung einer Mitarbeiterin zu seiner persönlichen Entlastung hilfreich zu sein.« 40.000 Mark waren gefordert – jeder »Betrag ist abzugsfäbig« – und die 40.000 Mark kamen auch zusammen.

Rosarot

Die Deutsche Bundesbahn wird 1985 nur 775 von insgesamt 3.500 Auszubildenden übernehmen, die in diesem Jahr ihre Lehre beendet haben werden. Der Vorsitzende der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands (GdED), Ernst Haar,

nannte die Entscheidung der staatseigenen Bahn »eine unverantwortliche Haltung gegenüber dem Schicksal Tausender junger Menschen«. Ungeklärt ist noch, ob die Bundesbahn nun im Gegenzug ihr Ausbildungsplatz-Kontingent weiter erhöht, um so auch künftighin dazu beizutragen, daß die Zahl der Arbeitslosen ganz hoch bleibt.

Schmuckstück

Die Puppe (links), der offenbar zu sehr wärmende Anzug aus flauschigem Wollstoff – müßte der Reizverschluß sonst so weit geöffnet sein? – und schließlich die Frau unter der Mütze und in dem Anzug schmückten eine Anzeige von TexTima, dem volkseigenen Außenhandelsbetrieb der Deutschen Demokratischen Republik, für volkseigene Webstühle in der Zeitschrift »Afrique Asie«. Ohne Zweifel ein Treffer ins Schwarze. Werbe- und ideologie- und saumäßig.

Konkret 02/85, S. 12

Ulrich Enzensberger

KZ-Zigeuner, tanz mit mir

Leni Riefenstahl machte aus der NS-Zeit das Schönste, was Film hergibt. Sie war so frei und bekam alle Freiheiten. Seitdem halt man sie für eine Künstlerin. Für ihren Film »Tiefland« soll sie die Komparserie, Zigeuner, im KZ selektioniert haben.

Leni Riefenstahl, 83, prozessiert wieder. Gegen Nina Gladitz. Wen? Gladitz, 38, Filmemacherin. Von ihr ist »Lieber heute aktiv als morgen radioaktiv«, ein Film über die Platz-Besetzung in Whyl, ein Dokumentarfilm über die deutsche grüne Bewegung. »So ein kleiner Pinscher ! « giftet da gleich ein Berliner Maler los, dem ich davon in aller Unschuld erzähle, und sieht plötzlich aus wie ein erschreckend abgemagerter Ludwig Erhard. Er, der mit 50.000 Mark Preisgekrönte, will gar nicht mehr wissen, um was es da genau geht. Dazu ist die Riefenstahl, meint er, eine zu große Künstlerin.

Leni Riefenstahl hat bei Mary Wigman Tanz studiert. Sie wurde bekannt, erzählt sie, als sie eines Abends für die erkrankte Anita Berber einsprang. Anita Berber? Da war doch gerade eine Ausstellung in Berlin: expressionistischer Ausdruckstanz, Tänze der Sünde und des Lasters, Inflation, nackt unterm Pelz ins Kempinski, Kokain, mit Schwulem verheiratet, Absturz, Orient-Tournee, schon tuberkulös, ex.

Bis in den Orient kam Leni Riefenstahl freilich nie. Sie tanzte nur einen Sommer. Dann war das Knie kaputt und sie sah ein Film-Plakat. Von einem Berg-Film von Fanck, der hat das Genre erfunden. Sie sieht den Streifen eine Woche lang an, fährt in die blauen Berge, trifft Luis Trenker, der das Maderl aus der Stadt natürlich – höhö! – auslacht: »Du zum Fülm? Höhö! Da muaß ma kraxln und Schifahrn im gführign Schnee!«

Gebrochen nach Berlin zurück. Schreibt bis tief in die Nacht Brief an Fanck. In Trance. Nächsten Morgen Krankenhaus. Knieoperation. Erwacht aus Narkose – Fanck sitzt schon, mit Drehbuch in der Hand, am Bett: »Der Heilige Berg« (1926): »Sie tanzt am Meer, tanzt jauchzend, unbändiger Wille zum Leben. Aber k der Körper verlangt mehr. In ihrer Seele erwächst wilde Sehnsucht nach der Zweiheit – großer, lebensumspannender Wille zur Liebe! « (Fanck). »Ölige Ziege« (Ein Kritiker). Dann »Der große Sprung«. »Das Schicksal derer von Habsburg«. »Die weiße Hölle von Piz Palü«. »Stürme über dem Montblanc«. Und 1932 dann, unter Mitarbeit von Béla Balasz, Regie: »Das blaue Licht«: Als Hexe verschrienes Alpenmädchen tanzt geheimnisvolles blaues Licht auf Bergeshöhen an, bis Arzt sie zerschmettert auffindet. Klingt fast nach Herzog. Toll! Arbeitet der nicht gerade mit dem Bergsteiger Messner?

Ein so hübscher Lebenslauf wäre das, ein Lore-Roman, hätte sie sich nicht dann privat mit Hitler getroffen. Er sagte, er werde an die Macht kommen und wünsche, daß sie dann mit staatlichen Mitteln Filme drehe. So Riefenstahl bei ihrem dritten Entnazifizierungsverfahren in Berlin 1952.

»Der Dichter steht auf einer höh'ren Warte...«

»Der deutsche, vielleicht abendländische Begriff von Kultur hat versagt: ästhetische Kultur«, schrieb 1949 Max Frisch unter der Überschrift »Kultur als Alibi«. »Es ist eine Geistesart, die das Erhabendste denken und das Niedrigste nicht verhindern kann, eine Kultur, die sich säuberlich über die Forderungen des Tages erhebt... Und in den gleichen Zirkel gehört natürlich jene hehre Vorstellung vom Künstler, der ledig aller Zeitgenossenschaft – ganz und gar in der Sphäre des reinen Geistes lebt, so daß er im übrigen durchaus ein Schurke sein darf, beispielsweise als Staatsbürger, überhaupt als Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Er ist einfach ein Priester des Ewigen, das seinen täglichen Verrat schon überdauern wird . «

Unter diesem Motto hat Nina Gladitz über Leni Riefenstahl und Werner Herzog einen zweiteiligen Dokumentarfilm gedreht: »Zeit des Schweigens und der Dunkelheit/ Land der Bitterkeit und des Stolzes«. Sie fragt nicht danach, ob die beiden große Künstler sind; daß sie selbst davon ebenso überzeugt sind wie die internationale Kritik, genügt ihr. Sie untersucht, ob die beiden Schurken sind. Sie ist Moralistin. Sie fragt von einem Standpunkt aus nach Recht und Unrecht. In der BRD-Intelligenz ist es der Moral wie dem Proletariat ergangen. Man hat sie eine Zeitlang überstrapaziert, und dann ist sie unmodern geworden. Heute geriert man sich gerne als zynischer Millionär, was es den echten Millionären leichter macht: Wer johlt da noch, wenn sie nach dem Betreiben von Spendenwaschanlagen in den Massenmedien ihre Messen im Ornat der Moralisten feiern? Man schmunzelt kennerhaft. Geschmack ist, wenn man keinen hat, heißt es nun in diesen Kreisen.

Ihr hohes, fernes Ideal ist der Künstler, der der Schönheit ebenso rücksichtslos nachjagt, wie der Bourgeois dem Profit; der Künstler, der zynisch die herrschenden Verhältnisse für sich nutzt, gleich wie schrecklich sie sind, und sich in ihnen bewegt wie ein Mitglied der herrschenden Klasse – wohlgemerkt, im Dienst ästhetischer Kultur.

In »Land der Bitterkeit und des Stolzes« erzählen peruanische Indios von einem solchen Konquistador, der nicht nach Gold, sondern nach Bildern giert. Zu seiner Enttäuschung waren diese Menschen jedoch nicht bereit, geilen Fernweh-Träumen nachzukommen, in denen die Dritte Welt wieder möglichst nackt und primitiv durch die Urwälder springt. Ihr

Busch-Kaff liegt auf keinem anderen Stern. Sie sind keine Exoten, auch wenn ihre Armut greller ist als die unsere, und ihr Selbstbewußtsein ist größer, als selbstzufriedene Eurozentristen wünschen können. Diese Indios sind uns verwandter als der deutsche Künstler Herzog, und sie stellen dar, wie sie ihn dank ihrer Selbstverwaltung vertreiben konnten, als er das Militär rief, um sie – für Fitzcarraldo – zur Komparserie und zum Kulissenschieben zu pressen.

»Der Dichter steht auf einer höh'ren Warte/ Als auf den Zinnen der Partei ! « dichtete einst Freiligrath. In jenen Urgroßvaterzeiten mag diese höh're Zinne vielleicht noch die eines Elfenbeinturmes gewesen sein. Aber spätestens seit Beginn des 1. Weltkrieges, als der deutsche Kaiser erklärte: »Ich kenne keine Parteien mehr«, hat sich das gründlich geändert.

Leni Riefenstahl ist ein schlagendes Beispiel dafür, daß ein Künstler mit diesem Kunstideal sich auch in eine faschistische Machtelite einreihen kann. Der amerikanische Filmkritiker Gordon Hitches hat mit absurder Bewunderung über Leni Riefenstahl gesagt, sie gehöre »zu jenen Künstlern, die außer ihrer Kunst keine Moral besitzen. Sie sind getrieben, besessen; sie müssen diese Kunst verwirklichen und werden diese Kunst der politischen Umgebung anpassen, wenn sie dazu gezwungen werden . « Die Arme !

Nina Gladitz hat sie in ihrem Film »Zeit des Schweigens und der Dunkelheit« studiert. Deutsche Zigeuner erinnern sich an Leni Riefenstahl: Ja, damals sei sie ins Lager gekommen; sie habe einen blauen Hut aufgehabt und immer so komisch den Zeigefinger auf den Daumen gelegt und hindurchgeschaut...

»Nicht indisch versippt«

Die ungefähr 280 Zigeuner des Lagers Maxglan waren zunächst im Zuge eines Erlasses des Reichsführer SS vom 16.12. 1938 registriert worden. Himmler hatte angeordnet, »alle nach Zigeunerart umherziehenden Personen polizeilich zu erfassen und rassebiologisch zu sichten« . Eine vom Chef des Sicherheitsdienstes (SD) Heydrich einberufene Konferenz beschloß am 21.9.1939, alle Zigeuner des Großdeutschen Raumes nach Polen zu deportieren, doch wurde das Angebot Eichmanns an den SD im Oktober 1939, jeweils jedem »Judentransport« aus Österreich und Böhmen »einige Waggons Zigeuner anzuhängen«, zunächst nicht in Anspruch genommen. Eine Verordnung vom 17.12.1939 verbot ihnen dann, ihren derzeitigen Aufenthaltsort zu verlassen.

Der Hauptzeuge in dem Film von Nina Gladitz, der Zigeuner Joseph Reinhardt, wurde auf diese Weise im Winter 1939 zusammen mit seiner Familie nach Dorfgastein gebracht und dort mit einigen anderen Zigeunerfamilien bis August 1940 festgehalten.

Am 5. Juli 1940 schrieb der Salzburger Kriminalrat Dr. Böhmer in einem als »Geheim« gestempelten amtlichen Rundbrief: »Der Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes (SD) hat sich mit der Umsiedlung von 5-6000 Zigeunern aus der Ostmark einverstanden erklärt.:. Ich beabsichtige zur besseren und reibungsloseren Durchführung sämtliche Zigeuner aus dem Gau Salzburg entsprechend meinen früheren Vorschlägen schon vorher zu einem Sammellager in Salzburg zusammenzuziehen«, da sonst für »absehbare Zeit die günstige Gelegenheit, die Zigeuner loszuwerden, verpaßt würde.«

Im August 1940 wurde die Familie Reinhardt nach Salzburg gebracht und dort mit 250 anderen Zigeunern in die Pferdeboxen der Rennbahn gesperrt. Als jedoch dann die für die zweite Augusthälfte geplante Abschiebung nicht zustande kam (im Oktober rückte Heydrich dann nach der Deportation von etwa 3000 Personen zunächst ganz von seinem Vorhaben ab), mußten sie im September auf einer sumpfigen Wiese des Salzburger Vorortes Maxglan ein Lager errichten. Es bestand aus einzelnen Baracken, einem Verwaltungsgebäude für die Wachmannschaften, einer Küche, zwei Wachtürmen und war mit einem Stacheldrahtzaun umgeben. Das Tor war ständig bewacht, Pendelposten sicherten den Zaun, bei Nacht besetzten zwei bewaffnete Posten die mit Scheinwerfer ausgestatteten Wachtürme. Alles Akten zufolge, die Nina Gladitz bei ihren jahrelangen Recherchen wiederentdeckt hat.

Am 23.9.1940 verfaßte der Lagerkommandant Dr. Böhmer ein erstes, 19 Namen umfassendes Verzeichnis von Zigeunern, die der Riefenstahl-Film GmbH auf Antrag »zur Beschäftigung zugewiesen« wurden, und bestätigte, daß diese »nicht jüdisch versippt« seien. Auf diese Weise wurden etwa 80 Zigeuner in den Jahren 1940 und 1941 nach Krünn bei Mittenwald verliehen, wo am Fuß des Karwendelgebirges ein spanisches Filmdorf errichtet worden war. »Wir waren ja in Salzburg im KZ« erzählte Josef Reinhardt, »und da kam eines Tages die Leni Riefenstahl mit SS-Leuten in einem Auto. Wir mußten antreten im Lager, und sie hat dann die Leute rausgesucht, unter anderem aus unserer Familie aus 19 Personen fünf. Sie haben uns in eine Scheune eingesperrt, die war schon fertiggestellt, die zwei oder drei Fenster waren mit Gittern versehen worden, neu gemacht.«

Ein Wohlfahrts-Lager

»Ich habe es ja nie gesehen. Ich war ja nie da. Das ist ja alles Lüge ! Ich habe das Lager nie gesehen, weder damals, vorher, noch heute, ich kenne es gar nicht. Da kann ich mich nur auf das verlassen, was der Böhmer, der Gutachter des Gerichts,

der das Lager gegründet hat, beschrieben hat. Es ist ein sogenanntes Auffanglager gewesen, es hatte mit Gefangenenlager oder so etwas überhaupt nichts zu tun!« erklärte Leni Riefenstahl, nachdem sie gegen »Zeit des Schweigens und der Dunkelheit« eine Einstweilige Verfügung erwirkt und gegen Nina Gladitz eine Unterlassungsklage angestrengt hatte.

Es ist nicht der erste Prozeß, den sie in dieser Sache führt. Bereits 1949 hatte die »Revue« des Verlegers Kindler unter dem Stichwort »Filmsklaven« mitgeteilt, Riefenstahl habe für »Tiefland« Zigeuner im Konzentrationslager ausgesucht. Als Zeuge wurde damals u.a. Dr. Reinl gehört, der auch bei der am 5. Februar 1985 beginnenden Beweisaufnahme gegen Gladitz Riefenstahls Hauptzeuge sein wird.

Dr. Reinl war bei »Tiefland« ihr Regieassistent. 1949 lief gerade sein »Bergkristall« an. Dann kamen seine Kriegsfilme: »Kapitänleutrtant Prien«. »Die grünen Teufel von Monte Cassino«. »Solange du lebst« (mit einem Flieger der faschistischen «Legion Condor« als Helden). Dann Karl May: »Der Schatz im Silbersee« usw.

Dr. Reinl hatte 1940 in Maxglan Zigeuner ausgesucht. Sie hätten sich freiwillig erboten, ja geradezu aufgedrängt. Ihre Unterbringung in Mittenwald-Krünn sei sehr schwer gewesen, da sich die Bauern geweigert hätten, die Zigeuner bei sich aufzunehmen. Es sei daher nichts anderes übriggeblieben, als sie in einer großen Scheune unterzubringen. Es seien 1 bis 2 Polizeibeamte dabeigewesen, um zu verhindern, daß es zwischen den Zigeunern und den Bauern zu Zwischenfällen käme.

Wie man sieht, war Dr. Reinl ganz Biedermann. Wenn man wissen will, woher der deutsche Nachkriegsfilm kommt, dann sollte man diese Aussage genau studieren. Wie wir bei Kogon erfahren, galt auch nach 1945 »KZler« oft genug noch als Beleidigung. »Konzertlager« hieß es spaßhaft. Reinls »Freiwilligkeit« steht diesem spaßhaften Ausdruck kaum nach. Wie er 1940 seine Statisten hinter Stacheldraht zusammensuchte, gehörte für ihn zum Handwerk. Der deutsche Heimatfilm wurde gemacht von Leuten wie ihm, die das Wort Schutzhaft nicht einmal im Traum zwischen Anführungszeichen setzten. Es ist abzusehen, wann auch er in den deutschen Filmhochschulen wieder zum Vorbild erkoren wird.

In Wirklichkeit waren die »12« Polizeibeamten keineswegs dazu bestimmt, Zwischenfälle mit Bauern zu verhindern. Wie aus einem vom Lagerkommandanten Böhmer am 23. September 1940 verfaßten Schreiben hervorgeht, sollten sie vielmehr Fluchtversuche verhindern, »die unverzüglich zu melden« seien. Die Zigeuner seien streng isoliert unterzubringen, auch isoliert von Kriegsgefangenen. Auch dürfe das vereinbarte Entgelt von 7, – Mark täglich keineswegs an die Zigeuner selbst ausgehändigt werden.

Wie das Münchner Gericht 1949 vorging, zeigt auch die Aussage eines Uschold, der sich in den Akten als »Kriminalassistent und Sachbearbeiter für Zigeunerfragen, seit 1946 beim Polizeipräsidium München« präsentiert: »Erst im März 1943 begann die systematische Verfolgung der Zigeuner aus rassischen Gründen« behauptete er: Das Lager Maxglan bei Salzburg sei kein KZ-Lager gewesen. »Vielmehr« – so hieß es in der Beweiswürdigung – »ist es nach Ansicht des Zeugen Uschold auf Grund der damals bestehenden Gesetzesbestimmungen wahrscheinlich, daß bis zum Jahre 1943 durch eine solche lagermäßige Verwahrung nur kriminelle und sogenannte asoziale Zigeuner erfaßt wurden.«

Nicht nur im deutschen Film gab es keine Stunde Null, auch bei der Polizei. 1949 vertraute die NS-»Zigeunerforscherin« Eva Justin Uschold die 30.000 Genealogien und über 24.000 »rassediagnostischen Gutachten« des NS-Rassenhygieneinstitutes an, auf Grund derer Tausende Zigeuner, »Halb«Zigeuner, »Viertel«-Zigeuner und »Achtel«-Zigeuner vernichtet worden waren. Mit diesen Akten wurde dann 1950 die bayerische »Landfahrerzentrale« gegründet, die, wie der Zentralrat deutscher Sintis und Romas festgestellt hat, in Wiedergutmachungsverfahren üblicherweise bescheinigte, daß die Antragsteller nicht aus rassischen, sondern kriminalpräventiven Gründen in die KZ gelangt seinen.

Der Verleger Kindler verlor den Prozeß. Als krönenden Schlußstrich unter das Verfahren bestellte Leni Riefenstahl beim ehemaligen Lagerleiter Dr. Böhmer ein Gutachten, in dem dieser schrieb: »Das Zigeunerlager in Salzburg/Maxglan war kein KZ-Lager, ebenso kein Sammel- oder Auffanglager im Sinne der damals hierüber herausgegebenen Erlasse, sondern ein Wohlfahrtsfürsorgelager eigener Prägung unter kriminalpolizeilicher Leitung und Fürsorgeverwaltung . «

Gladitz hat auch die Lagerordnung für Maxglan wiederentdeckt. Darin heißt es« »Jeder arbeitsfähige Zigeuner ist zu einer entsprechenden Arbeitsleistung verpflichtet.« Das Verlassen des Lagers ist »nur bei begründeten Anlässen gestattet«. »Zigeuner, die ohne Erlaubnis außerhalb des Lagers angetroffen werden, haben strenge Bestrafung zu gewärtigen.« »Post unterliegt der Zensur. Auch ist der Besitz von Zündhölzern und Feuerzeugen unstatthaft.« Als »pol. Erziehungsmaßnahmen« waren vorgesehen: Abortreinigen, Rauchverbot, Arreststrafen.

In einem Wiedergutmachungsverfahren hat das Amtsgericht Ravensburg festgestellt: »Kranke Lagerinsassen wurden zu Fuß zu dem 3 km entfernten Arzt geführt, doch nur, wenn mehr als 6 Krankheitsfälle vorlagen... Verstöße gegen die Lagerordnung, insbesondere Ungehorsam und jede Widersetzlichkeit, wurden mit Bunkerstrafen geahndet... Der Lagerkoch Gunhold fuhr regelmäßig mit Knaben aus dem Lager zum Einkaufen. Dabei setzte er sich auch bei tiefem Schnee auf den Leiterwagen, den die entkräfteten Kinder ziehen mußten. Diese erhielten von ihm häufig Schläge, teilweise mit Stöcken und einer Peitsche. Auch erwachsene Lager-Insassen wurden geschlagen... Häufig wurden Insassen des Lagers in die KZ nach Auschwitz und Buchenwald abgestellt, von wo dann in vielen Fällen Todesnachrichten eintrafen.«

Leni Riefenstahl aber ließ seit 1949 mit schöner Regelmäßigkeit in den verschiedensten Zeitungen Gegendarstellungen einrücken, in denen es hieß: »Niemals wurden im 'Tiefland'-Film Statisten aus Konzentrationslagern verwandt... Die Statisten des 'Tiefland'-Filmes setzten sich zu einem Teil aus Südtiroler Bauern, zum anderen aus Zigeunern zusammen. Diese Zigeuner kamen aus eigens für sie geschaffenen Wohlfahrts- oder Fürsorgelagern in Salzburg/Maxglan und Berlin. Sie wurden 1940 – die Zigeuneraufnahmen wurden bereits 1940 und 1942 gedreht – von den Aufnahmeleitern des Films auf Grund ihrer freiwilligen Meldung engagiert und wie die übrigen Statisten behandelt und entlohnt.«

Auch in der Klage gegen Nina Gladitz will Riefenstahl dieser die Bezeichnung Konzentrationslager für Maxglan untersagen. Sie beruft sich dabei auf die »Straf- und Schlußbestimmungen« des Dr. Böhmer, in denen er die »Verhängung der pol. Vorbeugehaft mit dem Ziele der Einweisung in ein Konzentrationslager« androht.

Zum Beweis dafür, daß Maxglan kein KZ war, führte Dr. Böhmer in seinem Gutachten 1949 an: »Keine einzige Stunde lang hat das Lager Salzburg/Maxglan jemals unter SS-Leitung, SS-Bewachung oder auch nur unter SS-Einfluß gestanden. Jede andere Behauptung weise ich als eine grobe Entstellung der Wahrheit und als gemeine Lüge schärfstens zurück!«

Böhmer vergaß nur, so zu unterschreiben, wie er das in den Jahren 1940 ff. zu tun pflegte: »SS-Sturmbannführer und Kriminalrat«. Man darf gespannt sein, ob das Freiburger Gericht seine Definition von Konzentrationslager übernimmt.

Die Liebe zum Zigeuner

»Ich kann mich nicht erinnern an die ganzen Einzelheiten«, sagt Leni Riefenstahl beim ersten und bisher einzigen Prozeßtag. »Ich habe eine ganz besondere Liebe, Vorliebe, für Zigeuner. Gott sei mein Zeuge!«

»Tiefland« ist die Verfilmung einer Oper von d'Albert. Hauptperson ist eine von Riefenstahl selbst gespielte Zigeunertänzerin, die einem grausamen Grafen verfällt, der die Bauern peinigt. Als er wegen finanzieller Schwierigkeiten heiraten muß, zwingt er seine Geliebte zur Scheinehe mit einem naiven Hirten. Dieser erwürgt ihn und gewinnt die »Betteltänzerin Martha«, eine rassige Schönheit von eigenartigem Reiz«, wie es im Presseheft zu »Tiefland« 1954 hieß. »Tiefland – sie ging durch das Fegefeuer von drei Entnazifizierungen und wurde mit Kübeln von Verleumdungen übergossen. Ihre Gegner glaubten sie vernichtet, aber sie kämpfte den Film frei und vollendete ihn.« Riefenstahl hatte bis 1945 gedreht und geschnitten und den von den Franzosen beschlagnahmten Film 1953 freibekommen.

Sie liebte die Zigeuner, und die Zigeuner liebten sie. Wie später die Nubas: »Wo ich auftauchte, sangen die Kinder: 'Leni buna Nuba – Nuba buna Leni' (Leni hat die Nuba gern – die Nuba haben die Leni gern) . «

Auch Böhmer, der Leni Riefenstahl dreimal bei den Dreharbeiten in Krünn besuchte, bestätigte, daß sie von den Zigeunern »geradezu 'backfischhaft' angeschwärmt und verhimmelt wurde, was mich insbesondere hinsichtlich der nach meinem Empfinden etwas übertriebenen, in eine Verwöhnung ausartenden Gewährung von Zuwendungen bedenklich stimmen mußte... So sah ich mich unter anderem gezwungen, Frau Riefenstahl ernstlich von ihrem Vorhaben abzuraten, eine besonders begabte Zigeunerin, die damals 17-oder 18jährige Antonie Reinhardt, zur Film- und Bühnenausbildung bringen zu wollen .«

Daß Riefenstahl das gekonnt hätte, steht außer Zweifel. Wie sie 1940 auftrat, beweist ein Brief der Tobis-Filmkunst, in dem es heißt: »Herr Gen. Dir. Lehmann rief heute vormittag an... Bei ihm sei soeben Leni Riefenstahl, die, wie er angibt, im Auftrag des Reiches einen musikalischen Spielfilm herstellen wird... Die Mittel für den Film sollen vom Schatzmeister der NSDAP schwarz zur Verfügung gestellt werden und angeblich aus Privatmitteln des Führers stammen.«

1942 schrieb Bormann aus dem Führerhauptquartier an Reichsminister Dr. Lammers: »Eilt sehr! Persönlich! Durch Kurier! Betrifft Antrag der Riefenstahl GmbH auf Erteilung einer Devisengenehmigung über 450.000 Lire.«

Und 1943, wieder Bormann an Lammers: »Eilt sehr! Voraussichtlich wird der Film, wie der Führer heute betonte, nach seiner Fertigstellung im Ausland erhebliche Devisen einspielen. Aus diesem Grund wünscht der Führer, daß die 240.000 Peseten an Frau R. gezahlt werden.«

Insgesamt wurden für den Film mindestens 4,6 Millionen Reichsmark aufgewendet. In der »wehrwirtschaftlichen Sicherung« von 1942 heißt es: »Spielfilm 'Tiefland', der im Auftrag des Führers und mit Unterstützung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda hergestellt wird«.

Joseph Reinhardt erzählt: »Da sagte mein Vater zu mir: 'Wenn die Frau so gut und nett ist, frag sie doch, ob sie nicht für uns etwas tun kann. Wir haben ja guten Leumund, keiner von uns ist vorbestraft, vielleicht kann sie etwas tun, daß wir sogar frei werden. ' Habe ich auch getan... Sie sagte, sie wollte versuchen, unsere Familie nach Berlin und frei zu bekommen. Wir warteten mit Schmerzen, nichts tat sich. Kein Brief, kein Dankeschön. Das Lager wurde dann im Mai 1943 aufgelöst, alle wurden nach Auschwitz gebracht. Von diesem Lager, einem großen mit vielleicht 300 bis-500 Zigeunern, sind vielleicht zwanzig zurückgekommen aus Auschwitz. Alle anderen sind in Auschwitz verstorben. Von einer Familie, die auch mitgespielt hat (Vater, Mutter und sieben Kinder, der älteste damals neun Jahre alt) ist ein einziger zurückgekommen. Die sind alle tot.«

Nach dem ersten Tag des Prozesses in Freiburg, mit dem Riefenstahl Gladitz die Behauptungen untersagen will, sie habe für ihren Film »Tiefland« in den Jahren 1941 und 1942 Zigeuner aus dem Konzentrationslager Maxglan als Statisten zwangsverpflichtet, diese Statisten in jenem Lager persönlich ausgesucht, sie nicht entlohnt, gewußt, daß diese Menschen nach Auschwitz deportiert und dort ermordet werden sollten, trotz dieser Kenntnis mit den leeren Versprechungen aufgewartet, sich für sie einzusetzen, tritt diese Leni Riefenstahl auf den Zigeuner Joseph Reinhardt zu, den sie – nicht fristgerecht – wegen übler Nachrede versucht hat anzuzeigen – und sagt beinahe weinend: »Wie konnten sie mir das antun!«

Selbstloser Zynismus

1976 konstatierte Susan Sontag eine schleichende Rehabilitation von Leni Riefenstahls die zwischen 1933 und 1940 drei NSDAP-Parteitags-Filme und einen Film über die Olympiade 1936 drehte. In ihrer Analyse von »Triumph des Willens« übernahm Sontag Riefenstahls Hinweis, der Nürnberger Parteitag 1935 sei auf die Bedürfnisse ihrer Kamera zurechtgeschnitten worden:»Wer die Filme der Riefenstahl mit dem Argument verteidigt, es handele sich um Dokumentarfilme, muß – solange man davon ausgeht, daß es einen Unterschied gibt zwischen Dokumentation und Propaganda – als naiv bezeichnet werden. In 'Triumph des Willens' ist das Dokument (das Bild) nicht länger das Protokoll der Wirklichkeit; die 'Wirklichkeit' wurde geschaffen, um dem Bild zu dienen.« Eine Seite später meint sie: »'Triumph des Willens' und 'Olympia' sind ohne Zweifel Filme von hohem Rang (mag sein, daß sie die bedeutendsten Dokumentarfilme sind, die je gedreht wurden).«

Eine ästhetische Betrachtung von Riefenstahls Filmen, die interesselos konstatiert – das sieht man so an Sontag – trägt selbst zu einer Rehabilitation bei.

Daß der Nürnberger Parteitag 1935 für Leni Riefenstahl in Szene gesetzt wurde, ist natürlich ein hanebüchener Unsinn. Der NSDAP-Parteitag wurde ebenso wie die Olympiade als Propaganda-Veranstaltung für die Massen in Szene gesetzt. Leni Riefenstahl hat die Masken des deutschen Faschismus nur nicht hinterfragt, sondern kritiklos abgefilmt und die Bilder im Kaleidoskop des Formalismus rhythmisch zu Mustern zurechtgeschüttelt. Schön ist das Ergebnis nur insoweit, als es eine häßliche Wirklichkeit versteckt. Sobald der Zuschauer nach dieser fragt, entpuppt sich die Schönheit als Seifenreklame. Eine solche Kunst kann nur als schön von einem Zuschauer empfunden werden, der sich selbst negiert. Vor dem Lichtdom der bürgerlichen Ästhetik schwinden manchem die Sinne. Schönheit ist für solche selbstlosen Zyniker, wenn sie sich selbst vergessen. In den Augen des Kunstgenies freilich sind sie inexistent: »Ich kann ganz einfach sagen, daß ich mich spontan von allem angezogen fühle, was schön ist. Ja: Schönheit und Harmonie«, erklärte Riefenstahl 1965. »Alles, was wirklich realistisch ist, ein Ausschnitt aus dem Leben, alles, was durchschnittlich ist und alltäglich interessiert mich nicht. . . Mich fasziniert, was schön ist, stark, gesund und lebendig, ich suche Harmonie.«

Die Wirklichkeit ist banal und häßlich: »Ich erinnere mich, daß meine Aufnahmeleiter mir damals mitteilten, daß sie oftmals Fett und Fleisch von den Zigeunern für unsere Küche als zusätzliche Nahrungsmittel gekauft haben.«

»Grübeleien und Anfechtungen, alles Schattenhafte und Zergrübelnde hat mein Schaffen nie getrübt... Der Künstler kennt nur einen Kampf – den Kampf um die Vollendung im eigenen Werk, er kennt nur eine Freiheit – das Einswerden mit der *Idee* seines Schaffens.«

Die schöne Kunst schrumpft zusammen auf die schöne Künstlerin. Am Ende ihrer Filmkarriere, bei »Tiefland«, war sie Produzentin, Regisseurin und Hauptdarstellerin zugleich. In diese Pappkulissen-Welt drang kein Lichtstrahl der Realität mehr. Die war ausgesperrt, ins KZ Maxglan.

»Wenn es Hunderttausende demnächst zu den Olympischen Spielen nach Los Angeles zieht, wird eine berühmte Frau nicht dabei sein, die vor knapp 50 Jahren mit ihren Olympiafilmen 'Fest der Völker' und 'Fest der Schönheit' weltweites Aufsehen erregte: Leni Riefenstahl. Sie scheut den Rummel, sie fliegt lieber zum Tiefseetauchen... Die Künstlerin, Regisseurin, Schauspielerin und Fotografin (im August feiert sie ihren 82. Geburtstag) fühlt sich fit wie eh und je. Das Rezept für Vitalität, Unternehmungslust und Lebensfreude, das sie sich selbst verschrieb: 'Zwischen meinen verschiedenen Unternehmungen eine Frischzellenkur in Lenggries'. Im Mai war sie zum zehnten Mal da. Ihre größte Freude: Der ausgezeichnete Befund, eine Tatsache, die eben diesem selbstverordneten Rezept zu danken sei. Und hier gab's auch ein Wiedersehen mit einem Komparsen, den sie aus ihrem Film 'Tiefland' noch in guter Erinnerung hat. Mit dem Schäfermeister Georg Seitz aus Klais bei Mittenwald, kurz Schorsch genannt. Er ist es, der die Herde der 650 Bergschafe auf Almen und Weiden im Karwendelgebirge für unser Sanatorium Block betreut, jene Rassetiere, aus denen die Organspender für die Zellentherapie nach Professor Paul Niehans ausgewählt werden... In ihrer Jugend träumte die gebürtige Berlinerin von ganz anderen Dingen. Sie wollte tanzen und malen. Doch nach einer Ausbildung auf der Kunstakademie und bei Mary Wigman sah sie den ersten Bergfilm von Dr. Arnold Fanck mit dem Titel 'Der Berg als

Schicksal'. Das Medium Film nahm sie gefangen. Sie erlernte die Kunst, vor und hinter der Kamera erfolgreich zu agieren, auch Bergsteigen und Skilaufen. Ihr Debut gab Leni Riefenstahl im Streifen 'Der heilige Berg', 1926, es folgten 'Die weiße Hölle von Piz Palü', 'Der weiße Rausch', schließlich 'Das blaue Licht' und 'Tiefland', Produktionen, bei denen sie Regisseurin und Hauptdarstellerin zugleich war. Zwischendurch nahm sie an einer Grönland-Expedition teil. Das Ergebnis: 'SOS-Eisberg'. 1936 schuf Leni Riefenstahl ihre Olympiafilme, für die sie mit der Goldmedaille des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) ausgezeichnet wurde. 1956 reihten Fachleute in Hollywood diese Filme unter die zehn besten Filme aller Zeiten ein.«

(Frischzellen Journal. Deutsches Zentrum für Frischzellen-Therapie GmbH. 2. Halbjahr 1984).

Konkret 02/85, S. 18

Werner Rügemer

Die schwarzweißbunte Märchenwelt im Silicon Valley

Seit Jahren ist »Silicon Valley« südlich von San Francisco in Kalifornien das Mekka der neuen Kapitalismus-Propheten: In dieser Region, wo die gegenwärtig größte Konzentration von neuen Technologien sich entwickelt hat, sollen die Heilmittel für den kranken Kapitalismus bereitstehen: weniger Staat, mehr unternehmerische Freiheit, saubere Industrien, Arbeitsplätze der Zukunft. Nicht nur die konservativen Landesregierungen versuchen in der BRD das Vorbild nachzuahmen, auch sozialdemokratisch regierte Länder und Kommunen haben sich mit Vehemenz diesem Rezept verschrieben. Doch die Hoffnungen stehen im umgekehrten Verhältnis zu den Kenntnissen über die wahren Verhältnisse in Silicon Valley.

Der Aufstieg begann im Zweiten Weltkrieg. Die Japaner hielten fast den gesamten pazifischen Raum besetzt, deshalb wurde ein Großteil der US-amerikanischen Militärkräfte und der Rüstungsproduktion an die Westküste zwischen San Francisco und Los Angeles verlegt. 1945 lag das kalifornische Pro-Kopf-Einkommen etwa 300 Prozent über dem von 1939. Der größte Betrieb in der später Silicon Valley genannten Region war damals die Food and Machinery Corporation (FMC) in San José. Innerhalb weniger Wochen wurde sie 1940 von einer Traktoren- in eine Panzerfabrik umgerüstet. Dank Koreakrieg und amerikanischer Weltpolizistenrolle sind heute noch die Panzer das Hauptprodukt. FMC ist bis heute mit 6.000 Beschäftigten einer der größten Betriebe und einer der großen Abnehmer von Chips in Silicon Valley.

Naturwissenschaftler der Stanford-Universität, die heute am Nordrand von Silicon Valley liegt, hatten schon seit den 30er Jahren an der Vakuumröhre gebaut und mit verschiedenen Halbleitern experimentiert, auch mit Silizium. Der Zweite Weltkrieg brachte große Forschungsaufträge, die mechanischen Relais sollten durch elektrische ersetzt werden. Das spielte in der Berechnung der Geschoßbahnen, beim Radar der U-Boote und bei der Mikrowellenübertragung eine Rolle.

Als Anfang der 50er Jahre der erste »Technologie-Park« der Welt eröffnet wurde, der »Stanford Industrial Park«, waren lange Zeit nur die etablierten Rüstungskonzerne die Ansiedler: Westinghouse, General Electric, Kaiser, Sylvania, Philco-Ford, Fairchild Instruments. 1956 eröffnete der Raketen- und Raumfahrtkonzern Lockheed im Technologie-Park eine Forschungs- und Entwicklungsabteilung, 1957 im nahegelegenen Sunnyvale die Raketenproduktion. Die Steuerungsanlagen der Interkontinentalraketen und das nach dem Sputnik-Schock forcierte Satelliten- und Weltraumprogramm eröffneten einen weiteren Schub für Mikroelektronik. Lockheed ist der größte Betrieb der Region.

IBM und RCA, die in den 50er Jahren die ersten Computer mit den neuen Bauelementen herstellten, taten dies ausschließlich in militärischem Auftrag. Bis 1962 waren das Pentagon und die NASA die einzigen Abnehmer von integrierten Schaltkreisen. Nur das Militär hat zwanzig Jahre Forschungs- und Entwicklungsarbeit vor dem Eintritt in die industrielle Massenproduktion mit Milliardenbeträgen überbrückt.

Der Staat schafft Sonderbedingungen

Auch heute, wo das Militär nur noch etwa zehn Prozent der Chips und Mikroprozessoren aus Silicon Valley kauft, ist es durch Forschungsaufträge diejenige Kraft, die die *wesentlichen* qualitativen Weiterentwicklungen anstößt. Jeder der großen Halbleiterproduzenten in Silicon Valley wie IBM, Signetics, National Semiconductor, Advanced Micro Devides hat Abteilungen mit mehreren hundert Angestellten, wo nur Chips für die besonders hohen Ansprüche der Militärs entwickelt und produziert werden. Etwa 90 Prozent der Elektronikbetriebe profitieren von militärischen und staatlichen Aufträgen.

Entgegen der allgemeinen Legende spielt der Staat bei der Entstehung keiner Industrie bisher eine so entscheidende Rolle wie bei der Mikroelektronik. Das wissenschaftliche Herz der Region war lange Zeit die Stanford Universität. Sie ist *die* private Elite-Universität der USA; aber wenn man das Vorlesungs- und Institutsverzeichnis von Stanford durchblättert, könnte man manchmal denken, man hätte ein Verzeichnis der Abteilungen von Pentagon und NASA vor sich. Das »Stanford Center for Integrated Systems«

an dem Neuentwicklungen von Chips und Computern vorangetrieben werden, wird ganz vom Pentagon finanziert (daß die zehn größten Elektronikunternehmen der Region wie Hewlett-Packard, IBM, Xerox usw. beteiligt sind, versteht sich hier von selbst). Das Institut für Aeronautic und Akustik wird zusammen mit der NASA betrieben. Das Institut für Materialforschung wird in Zusammenarbeit mit dem NASA-Institut für Oberflächen- und Mikrostrukturforschung betrieben. Am »Stanford Synchrotron Radiation Laboratory«, das von Pentagon und Energieministerium gemeinsam betrieben wird, werden Situationen simuliert in denen wie bei einem Atomkrieg elektromagnetische Strahlungen auf bestimmte Materialien, Gegenden, Menschengruppen, Geräte treffen. Ähnlich sieht es an der anderen Elite-Universität der Region aus, Berkeley, die zur staatlichen Universität von Kalifornien gehört.

Auf allen staatlichen Ebenen sind für die Elektronikindustrie steuerliche Vergünstigungen geschaffen worden: niedrigere Gewinnsteuern als in der sonstigen Industrie, schnellere Abschreibungen. Kommunen geben Vorleistungen an Infrastruktur, der Staat finanziert die Verluste. In Technologieparks werden Datenbanken und kostenlos Büropersonal bereitgestellt. Der Staat hat für die Elektronikindustrie Arbeitsschutzgesetze »gelockert« und die kostenlose Fortbildung von Mitarbeitern der

Firmen übernommen. Für die Re-Importe von Elektronikbauteilen, die in Entwicklungsländern montiert werden, gibt es weitgehende Zollbefreiungen.

Es gibt keine Region in der USA, wo die Unterschiede zwischen oben und unten, zwischen Spitzeneinkommen und Niedriglöhnen, zwischen Topspezialisten und Produktionsarbeitern so groß sind wie in Silicon Valley. Martin Manley, Vorsitzender des gewiß nicht übermäßig klassenkämpferischen Gewerkschaftsbundes AFL/CIO in San José:

»Es gibt zwei Klassen von Beschäftigten in Silicon Valley. Die einen sind die hochbezahlten Ingenieure und Programmierer, von denen man überall eine ganze Menge hört. Sie sind bekannt, sie verdienen viel, sie wechseln oft den Betrieb, steigen weiter auf. Der größte Teil der Beschäftigten verdient aber nicht so viel. Sie bekommen oft nur den gesetzlichen Mindestlohn. Sie arbeiten mit gefährlichen Chemikalien, Betriebsräte gibt es nicht. Sehr viele von diesen Arbeitern sind Frauen, sehr viele sind Ausländerinnen.« Der Mindestlohn liegt gegenwärtig bei 3,35 Dollar, einfache Produktionsarbeiterinnen können bis 6 oder 7 Dollar aufsteigen, das ergibt bei einer vollen 40-Stundenwoche Monatslöhne zwischen 570 und 1200 Dollar. Monatsverdienste von Büroangestellten liegen zwischen 800 und 1600 Dollar, ähnlich ist es bei den Facharbeitern und den einfachen Technikern. Programmierer, Ingenieure und Forscher können mit Eingangsjahresgehältern von 22.000 bis 30.000 Dollar rechnen und in ihren erfolgreichen Jahren zwischen 45.000 und 65.000 Dollar verdienen, Chefingenieure zwischen 72.000 und 80.000 Dollar. Die Topmanager rangieren zwischen 125.000 und 375.000 Dollar.

Bei den Produktionsarbeitern ist das ein Niveau, das etwa 20 bis 50 Prozent unter dem Durchschnitt der übrigen US-Industrie liegt; bei den Büroangestellten ist es in etwa gleich, bei den Ingenieuren, Wissenschaftlern und Managern liegt es zwischen 20 und 50 Prozent über dem US-Durchschnitt. Die Soziologin Karen Hossfeld von der Universität von Kalifornien:

»Charakteristisch für diese Industrie ist die scharfe Arbeitsteilung, die auf Geschlecht und Rasse beruht. Die oberen Gruppen, die sehr hoch bezahlten Akademiker wie die Ingenieure, sind fast ausschließlich von weißer Hautfarbe und männlichem Geschlecht. Die unteren Gruppen der schlecht bezahlten Arbeiter dagegen sind überwiegend weiblichen Geschlechts und kommen aus der Dritten Welt . «

Die größten ethnischen Minoritätengruppen sind die sogenannten Hispanics, also Mexikaner und Chicanos; dann die Vietnamesen und andere Flüchtlinge aus Indochina; drittens Filipinos und andere asiatische Gruppen wie Kambodschaner, Laoten, Koreaner; es kommen auch Flüchtlinge aus Mittelamerika und einige aus Afrika, besonders aus Äthiopien, einige aus Indien.

Gewerkschaften können bei den verängstigten, zum Teil illegal eingewanderten oder – im Falle der Indochinesen – oft antikommunistischen Arbeiterinnen und Arbeitern kaum Fuß fassen. Die meisten Betriebe sind »gewerkschaftsfrei«. Der gewerkschaftliche Organisationsgrad bei den etwa 230.000 Beschäftigten der Elektronikindustrie Silicon Valley liegt bei maximal fünf Prozent. Die Unternehmensleitungen können sich fast alles erlauben: willkürliche Entlassungen von Gewerkschaftsaktivisten, ein paar Tage Zwangsurlaub bei geringem Auftragsbestand .

Zur innerbetrieblichen Polarisierung kommt die Polarisierung der Lebensräume. Der Ausgangspunkt der Elektronikindustrie liegt in den wohlhabenden Kleinstädten des Nordens, in der Nähe der Stanford Universität: Palo Alto, Menlo Park, Redwood City, Cupertino und Mountain View. Hier sind die Firmenzentralen, hier werden die Steuern eingenommen. Die Kommunen haben das verfügbare Land nur für zwei Zwecke zur Verfügung gestellt: Firmenansiedlung und Eigenheime. Mietwohnungen gibt es fast keine.

Die Forscher Herb Borock und Lenny Siegel beschreiben die Situation in ihrem Bericht für die Menschenrechtskommission des US-Kongresses wie folgt:

»Während die Stadt Palo Alto 70.000 Arbeitsplätze der Elektronikindustrie beherbergt, wohnen nur 11.000 der Beschäftigten in Palo Alto selbst. Die übrigen 59.000 leben in Richtung Süden, vor allem im 45 Kilometer entfernten San José. Die fünf nördlichen Kleinstädte beherbergen insgesamt 243.000 Arbeitsplätze, aber nur 129.000 Wohneinheiten. Die Kleinstädte florieren deshalb seit Jahrzehnten mit einer gesunden Steuergrundlage, während der Süden, vor allem San José, sich zur armen Schlafstadt entwickelte, »bedroom community of the Country« genannt. Während Palo Altos Bevölkerung in den 40 Jahren von 1940 bis 1980 von 18.000 auf 52.000 zunahm, sich also knapp verdreifachte, verzehnfachte sich die Bevölkerung von San José im selben Zeitraum von 68.000 auf 650.000 Einwohner.«

So kommt es, daß in den Kleinstädten des Nordens die Manager, Ingenieure und andere Spitzenverdiener wohnen, nahe ihrer Arbeitsstätte und in weit auf den Hügeln sich hinziehenden Bungalowsiedlungen. Auf halber Strecke zwischen ihnen und San José, in den industriellen Mittelstädten Santa Clara und Sunnyvale, wohnen die mittleren Angestellten, in relativ billigen Holzhäusern, während die Arbeiter in den großen Wohnsiedlungen der Schlafstadt San José teuren Unterschlupf gefunden haben.

Berufskrankheiten

Daß der Einsatz der Mikroprozessoren in der Produktion zum Verlust von Arbeitsplätzen führen kann, das ist bekannt. Ansonsten aber scheint es nichts zu geben, was sauberer und umweltfreundlicher ist als Computer und Chips. Die Fabriken der »neuen Technologien« kennt man als flache weiße Gebäude, die wie Forschungslabors oder Universitätsinstitute aussehen.

Doch der schöne Schein trügt. Die Chip-Produktion ist weitgehend ein chemischer Prozess. Es werden gegenwärtig schätzungsweise 6.000 verschiedene Chemikalien bzw. Kombinationen verwendet: beim Herstellen und Säubern der Siliziumscheiben, der Grundmasse der Chips; beim Aufsätzen der winzigen Linien, die die elektrischen Impulse leiten; beim Versiegeln und Verlöten. Viele Produktionsschritte sind automatisiert, aber beim Herausnehmen und Einlegen in die verschiedenen Maschinen und Anlagen kann immer wieder ein direkter Kontakt mit den Flüssigkeiten, Dämpfen und Gasen zustandekommen.

Bei den bekannteren Grundchemikalien handelt es sich z.B. um Arsen, Phosphin, Germaniumdioxyd, Trichloroethylen, Chloronaphtalen, Zinkoxyd, Chromsäure, Antimon und Polyurethan. Mit einigen dieser Stoffe wurde bei Tierversuchen Krebs verursacht.

Bei den meist weiblichen Beschäftigten treten typische Berufskrankheiten auf: Übelkeit, Erbrechen, Asthma, Haarausfall, Gedächtnisschwund. Manche Frauen sind so hypersensibel geworden, daß sie Hautausschläge oder andere Allergien bekommen, wenn sie beispielsweise im Supermarkt an Regalen mit Parfüms oder Waschmitteln vorbeikommen.

Doch das ist nicht alles. Mike Eisencher, Sekretär der Gewerkschaft United Electrical Workers in San José:

»Einige der hier verwendeten Chemikalien sind krebserregend. Einige sind giftige Gase, die nach internationalem Recht nicht in der Kriegsführung verwendet werden dürfen, aber hier in der Arbeit verwandt werden. Einige wirken auf das Nervensystem oder haben langfristige genetische Konsequenzen. Die meisten sind nicht genau untersucht, und die Untersuchungen, die es gibt, sind im wesentlichen von den Unternehmern selbst angefertigt worden und nicht von einer außenstehenden, unabhängigen Einrichtung. Die langfristigen Konsequenzen aus der Tatsache, daß Menschen einer Vielzahl von chemischen Substanzen ausgesetzt sind, in Verbindung mit dem, wie wir es nennen, synergistischen Effekt, also über einen längeren Zeitraum hinweg einer größeren Zahl von Substanzen intensiv ausgesetzt zu sein: diese Wirkungen sind vollständig unbekannt; Wirkungen auf das Nervensystem, die Gene, das immunologische System, das reproduktive System. Und es wird sehr wenig getan, um das zu erforschen.«

Der arbeitsbedingte Krankenstand in der Elektronikindustrie Silicon Valleys ist nach einer Untersuchung, die im Auftrag der kalifornischen Regierung gemacht wurde, zwischen zwei- und dreimal so hoch wie im Durchschnitt der übrigen Industrien.

Verseuchtes Grundwasser

Nicht nur die Beschäftigten der Elektronikfirmen, sondern die Bevölkerung insgesamt bekommt gefährliche Auswirkungen der Chemikalien zu spüren. Im Boden tickt die chemische Zeitbombe. In einigen Gemeinden ist das Grundwasser so verseucht, daß es als Trinkwasser nicht mehr verwendet werden kann.

In Stichproben hat ein Sonderteam der Bezirksregierung inzwischen bei 86 Prozent der Halbleiterfirmen giftige Chemikalien im Boden festgestellt. Die meisten berühmten Namen sind darunter: IBM, Hewlett-Packard, Intel, National Semiconductor, Advanced Micro Devices.

Mehrere Quellen privater und öffentlicher Trinkwassergesellschaften mußten geschlossen werden. Das Geschäft mit Wasser von außerhalb blüht. Hunderte von Prozessen von geschädigten Bürgern gegen die Firmen stehen an. Doch eine wesentliche Verbesserung ist bisher nicht in Sicht.

Die verursachende Industrie hält sich bedeckt oder läßt sanft durchblicken, daß bei zu hohen Kosten für Umweltschutz Arbeitsplätze gefährdet sein könnten. Tom Hinkelman, der Geschäftsführer der Vereinigung der Halbleiterindustrie, erklärte: »Wir müssen zugeben, daß das, was passiert ist, einfach nicht mehr passieren darf. Die Kosten einer besseren Vorsorge sind sehr hoch, wir wissen auch, daß sie niedriger sind als die Entseuchungsarbeiten. Wenn der Industrie Restriktionen auferlegt werden, dann kann allerdings die Frage auftauchen, was die Leute mehr schädigt: das Trinken des Wassers oder ein niedrigerer ökonomischer Standard . «

Luftvergiftung

Es ist kaum verwunderlich, daß auch die Luft in Mitleidenschaft gezogen wird. Im Sommer 1984 hat Dr. Joseph Ladou die bisher ausführlichste Studie dazu veröffentlicht. Er hat in mehreren Spezialkrankenhäusern in Silicon Valley gearbeitet und ist nun Direktor der Abteilung für Berufs- und Umweltmedizin an der Universität in San Francisco. Sein Ergebnis:

»Die Elektronikindustrie von Silicon Valley emittiert täglich neun Tonnen reaktiver organischer Gase. Das überschreitet die Vorschriften des Bundesgesetzes für saubere Luft um ein Mehrfaches. Die Elektronikindustrie setzt in historisch bisher unbekanntem Ausmaß die umgebenden Gemeinden chemischen Risiken aus. Der Bruch eines Behälters von 200 Kubikfuß mit zehnprozentigem Arsen würde eine Gasmenge aussetzen, die die Bevölkerung einer halben Kleinstadt in zehn Minuten töten könnte. Wo sind die Sicherungen gegen solche Risiken?«

Das ganze Ausmaß der Naturzerstörung wird erst allmählich in Umrissen erkennbar. Bürgerinitiativen sind dabei, wilde Abkippungen von Chemikalien in den weiten Naturflächen rund um Silicon Valley aufzudecken. Und es hat sich herausgestellt, daß über die staatlichen Kläranlagen jährlich Tonnen von Schwermetallen und toxischen Substanzen ungefiltert in die nördlich an Silicon Valley angrenzende Bay von San Francisco eingeleitet werden. Die Kläranlagen sind überlastet oder gegenüber den neuen chemischen Zusammensetzungen wirkungslos.

Die technisch-wissenschaftlichen Leistungen von Silicon Valley sind gewiß beachtlich, – doch für die Mehrheit der Beschäftigten und der Bevölkerung hat sich die Forcierung der neuen Techniken nicht gelohnt. Die Arbeitsplatzeffekte außerhalb der Technologiezentren sind negativ. Die neuen Konservativen zwischen Palo Alto, Washington und Bonn konnten den Mythos »Silicon Valley« nur mithilfe von Vertuschungen oder Lügen erglänzen lassen. Sie wollen ihre alte Macht mit neuen Techniken sichern.

Konkret 02/85, S. 22

Max Wenzel

Contra Reh

Quizfrage am Frühstückstisch: «Wo habe ich mein Auto stehen gelassen?« Der so fragt, ist ein kleiner, runder, 240 Pfund schwerer Mann. In der letzten Nacht ging es wieder hoch her, alle haben zünftig gebechert, hatten ihren Spaß. Damit es auch jetzt, trotz Katerstimmung, gleich wieder lustig zugeht, schlägt der Dicke ein Spiel vor: »Wer mein Auto findet, kriegt 500 Mark.«

Geld spielt keine Rolle. Der Dicke hat es. Der Dicke, das ist der Unternehmer Wolfgang Reh. Auf dem Höhepunkt seiner bisherigen Karriere, als Herrscher über ein weit verzweigtes Firmenimperium, gab es solch Frühstücksrunden öfter, denn oft genug waren gute Geschäfte Anlaß, »sich kräftig einen auf die Lampe zu gießen«.

Nachkriegszeit in Duisburgs Arbeitervorort Meiderich. Jeder Tag bedeutet Kampf ums Überleben. Das lernte hier jedes Kind. Noch schwerer als den Einheimischen, die sich, wenn es ging, untereinander halfen, hatten es die Fremden, die Flüchtlinge aus dem Osten. Ein solches Flüchtlingskind war der 1942 in Königsberg geborene Wolfgang Reh. Die von Kindheit an trainierte Selbstbehauptung, gepaart mit dem Jugendlichen eingeimpften Wirtschaftswunder-Denken, »Jeder schafft's, wenn er nur will!«, führen jetzt zu dem - laut Staatsanwalt - größten Fall von Wirtschaftskriminalität in der Geschichte der Bundesrepublik.

Wolfgang Reh, der nach Abschluß der Volksschule eine Elektrikerlehre gemacht hatte, brachte es zum »Bettenkönig von Sylt«, wollte gar noch höher hinaus und größter Veranstalter von Urlaubsreisen in der BRD werden. In nicht einmal drei Jahren (1981-84) baute er dazu das nebenstehende Firmenimperium auf. Doch jetzt ist er aus, der Traum des Jungen aus Meiderich. Erst sperrten ihm die Banken die Gelder, dann kam ihm die Staatsanwaltschaft auf die Schliche. Ergebnis: er sitzt in U-Haft.

Als 19jähriger haute Reh von zu Hause ab, ging auf Montage. Die Aussichten, später einmal den Drei-Mann-Betrieb seines Vaters zu erben, reizten ihn nicht. Als 29jähriger machte er sich 1971 in Oberhausen selbständig. Seine Firma übernahm die Elektroinstallation in Atomkraftwerken. Damit war viel Geld zu machen. Und von nun an ging es nur noch bergauf, jedenfalls wenn man Reh glaubt:

»**1976** Gründung eines Bauunternehmens für schlüsselfertiges Bauen; Gründung eines Architekturbüros .

1977 Gründung einer Aluminiumfensterfabrik; Gründung einer Wohnungsverwaltungsgesellschaft .

1980 Gründung eines Freizeitzentrums.

1981 Gründung einer Unternehmungsberatungsgesellschaft; Gründung eines Reiseveranstalter-Unternehmens.«

Was er verschweigt, sind die sieben Konkurse, die er schon hinter sich hatte, als er sich 1981 aufmachte, sein größtes Ding zu drehen: »das »Auspressen der Immobilienzitrone Sylt«. Diese Niederlagen passen nicht ins Bild des unermüdlichen Siegers. Er verdrängt sie. Genau wie er sich auch jetzt, im Gefängnis, für den »Unschuldigsten der Unschuldigen« hält. Und selbst in dieser aussichtslosen Lage hinter Gitter bricht seine Identität nicht zusammen, bleibt er selbstbewußt wie immer und schreibt über sich: »Hetze war sein ganzes Leben, selbst den Knast bringt er zum Beben.«

Staatsanwälte und Bankenaufsicht fragen heute fassungslos, wie es der Elektriker schaffte, ein so weitverzeigtes Firmengeflecht aufzubauen und damit einen Schaden von über 200 Millionen Mark anzurichten.

Vielleicht ist ja etwas dran, an dem, wie Wolfgang Reh die Sache sieht. Er nennt die vielen Volksbankskandale in Alzenau, Bornheim, Dreieich, Warendorf, Ahlen, Wettringen, Köln, Longerich, Geseke, Oldenburg, Münchberg, Finnentrop, Winterberg, Ochsenfurt, Meinerzhagen, Henrichenburg, Remscheid, Meschede, sowie bei der Westdeutschen Bauvereinsbank in Dortmund, wo in letzter Zeit die Vorstände fristlos entlassen oder mit Strafverfahren überzogen wurden, manche aber auch ganz einfach ihren »Rücktritt« erklärten, Reh verweist weiter auf die eingeleiteten Sonderprüfungen bei 100 Volksbanken und behauptet, Schuld an der ganzen Misere sei der derzeitige Zustand der Genossenschaftsbanken. Die würden nämlich, getreu ihrem Werbeslogan, »Wir bieten mehr als Geld und Zinsen«, Kreditanträge, deren Bearbeitung andernorts vier Wochen dauere, schon mal nach fünf Minuten genehmigen. Satzungs- oder Gesetzesformalitäten würden dabei oft gar nicht beachtet oder aber später nachgeholt. Doch damit nicht genug. Die Großzügigkeit der Banken ging, laut Reh, noch viel weiter. Was andere Banken mit 50 Prozent beliehen, sei den Genossenschaftsbanken allemal 80 Prozent und auch schon mal 100 Prozent wert gewesen. Ja, um Kunden von anderen Banken wegzulocken, habe der Beleihungsauslauf in Einzelfällen sogar bei 120 Prozent gelegen. Und falls dann mal ein lästiger Bankprüfer gekommen sei, habe er, Reh, folgendes erlebt: »Kunde reicht ungedeckten Scheck auf des Kreditkonto ein, Saldo ist buchungstechnisch null, Akte wird Prüfer vorgelegt. Wo kein Kredit ist, da gibt es auch nichts zu prüfen. Der Vorgang ist abgehakt. Zwischenzeitlich hat die Volksbank den Gegenwert für den Scheck überwiesen. Der Kredit ist wieder da. Und der Prüfer ist weg. Und alle sind

zufrieden. Der Prüfer, die Bank und der Kunde auch.«

Konkret 02/85, S. 24

Arnold Snyder, Horst Schäfer

Den Invasoren entgegentreten

US-amreikanische Bürger beziehen in Nicaragua Position. Auf Seiten der Sandinisten. Gegen die Contras, gegen die US-amerikanische Interventionspolitik. »Witness for Peace« (Zeugen für den Frieden) ist eine der Organisationen, in denen sich US-Amerikaner zusammenfinden.

Vor einem Jahr nahm die »Washington Post« erstaunt von einer Gruppierung in den USA Notiz, die aus christlicher Überzeugung ein radikales Nein zu der US-Interventionspolitik in Zentralamerika formulierte. Unter der Überschrift 'Gruppe amerikanischer Christen will menschlichen Schutzwall in nicaraguanischem Dorf bilden' zitierte Marjorie Hyer »Midstream-Americans«, die durch ihre Präsenz in Jalapa, im äußersten Zipfel Nicaraguas an der honduranischen Grenze, die »Contras« von Überfällen auf nicaraguanisches Gebiet abhalten wollen.

Die amerikanische Öffentlichkeit wußte ja bereits, daß der Präsident jeden Tag betet, wenn er nicht gerade Armageddon, das himmlische Strafgericht, beschwört, aber daß die Durchschnittsfamilie next door bereit sein könnte, ihr Leben in einem nicaraguanischen Grenzort zu riskieren, »um dem militärischen Oberkommando der USA zu verdeutlichen, daß auch US-Bürger in Gefahr kommen, wenn die US-unterstützten Contras mit ihren Angriffen auf nicaraguanisches Gebiet fortfahren« klang erst einmal unerhört. »Witness for Peace« (Zeugen für den Frieden), so der Name der Gruppe, wird seit Ende '83 mit Anfragen bestürmt: Katholiken, Protestanten, Quäker, Baptisten und Mitglieder anderer Religionsgemeinschaften melden sich bei den Koordinationsbüros, wo man bemüht ist, Delegationen mit Teilnehmern aus möglichst allen Staaten der USA zusammenzustellen.

Zum Konzept von 'Witness for Peace' gehört, daß die Mitglieder der Delegationen nach der Rückkehr in die USA ihre Erfahrungen durch Vorträge in ihren heimatlichen Kirchengemeinden oder durch Artikel in lokalen Blättern weitervermitteln. »Grass-Roots-Movements«, wie »Witness for Peace« sind natürlich weit davon entfernt, die offizielle Politik zu beeinflussen – aber sie sind präsent, sei es in Corpus Christi/Texas oder Raleigh/North Carolina und Berührungsängste zu den schon länger existierenden linken Gruppen der Anti-Interventionsbewegung, wie CISPES (Committee in Solidarity with the People of El Salvador sind ihnen fremd.

Mit dem Koordinator von »Witness for Peace« in Managua, Arnold Snyder, führte Horst Schäfer für KONKRET das folgende Gespräch:

KONKRET: Welche Auswirkungen hatte deiner Ansicht nach die Präsenz von Nordamerikanern in der Region Jalapa, vor allem was die Contra-Attacken der vergangenen Jahre betrifft?

Snyder: Als unsere Delegation im Juli 1983 in Jalapa eintraf, um mit religiösen Nachtwachen und Messen gegen den US-finanzierten Krieg zu demonstrieren, fand zeitgleich eine großangelegte militärische Operation der Contras von Honduras aus statt, mit dem erklärten Ziel, Jalapa einzunehmen. Die Mitglieder unserer Gruppe waren sich der Gefahr, der sie sich aussetzten, bewußt. Sie hatten den Eindruck, daß die Angriffe während ihrer Anwesenheit in Jalapa nachließen. 150 verrückte Amerikaner, das war wohl zuviel für die Contra.

Ich denke also, man kann von einem taktischen Erfolg reden. Die Contra wollte den Tod von Nordamerikanern nicht in Kauf nehmen. Sie schreckten wohl vor der schlechten Publicity zurück, die dies in der US-Presse nach sich gezogen hätte. Einige Dorfbewohner teilten unsere Meinung und so entstand bei uns die Idee, in kurzen Zeitabständen ständig Delegationen nach Jalapa zu schicken. Der Hauptgedanke war, durch die Anwesenheit von Nordamerikanern im Grenzgebiet, die Gefahr von Angriffen auf die nicaraguanische Zivilbevölkerung zu mindern.

KONKRET: Welche Religionsgemeinschaften sind bei »Witness for Peace« vertreten?

Snyder: Wir sind eine Bewegung mit christlichem Background. Die meisten sind einfache Gemeindemitglieder, alles angesehene Persönlichkeiten. Die Mehrzahl sind Katholiken und Protestanten. Es gibt allerdings auch eine kleine Anzahl von Nicht-Christen, die bei uns mitmacht, ebenso Angehörige der jüdischen Glaubensgemeinschaft und Buddhisten.

KONKRET: Hat die lateinamerikanische Theologie der Befreiung Einfluß auf eure Arbeit?

Snyder: Zum jetzigen Zeitpunkt ist davon noch wenig zu spüren. Wir kommen mehr aus der Tradition des gewaltfreien Widerstands, wie Gandhi und andere ihn praktiziert haben. Wir setzen in einer ungewöhnlichen gewaltfreien Aktion unser Leben ein und tun das auch unserer Regierung kund. Wir demonstrieren damit für die Contra: Bis hierhin und nicht weiter und wenn ihr eure Angriffe fortsetzt, dann sollt ihr wissen, daß wir nicht weichen werden.

KONKRET: Was hältst du von der Presseformulierung, ihr wolltet einen »menschlichen Schutzwall« an der Grenze zu Honduras bilden. Ist die »Washington Post« da einem Mißverständnis aufgesessen?

Snyder: Diese Formulierung ist schon ein bißchen unglücklich gewählt. Das impliziert doch: Seht her, hier kommen die heroischen Nordamerikaner, entblößen ihre Brust angesichts schießwütiger Contras und brechen in den klassischen Ruf aus

»Erschießt uns doch, wenn ihr euch traut!« Es ist ja beileibe nicht so, daß wir hilflose Nicaraguaner beschützen, die sich nicht selbst verteidigen können. Vielmehr beschützen die Nicas uns. Sie wollen natürlich nicht, daß wir hier sterben.

Unsere Wirkung nach außen als klassische gewaltfreie Bewegung ist schwer einzuschätzen. Es gibt ja hier laufend Gefahrensituationen, wo gewaltfreier Widerstand zur Farce wird. Die Politik von Bomben und Minen läßt keinen gewaltfreien Dialog zu. Die Realität hier hat die ursprüngliche Idee des »menschlichen Schutzwalls«, falls sie jemals so existiert hat, ziemlich modifiziert. Wir meinen, daß die beste und offenste Möglichkeit, der Bevölkerung unsere Solidarität zu bezeugen darin besteht, die sozialen Lebensumstände mit ihnen zu teilen, in ihren Dörfern. Der Hauptaspekt unserer Arbeit liegt jedoch in den USA. Langfristig wollen wir durch das Presseecho, welches wir erzielen, die Grundlagen einer Politik erschüttern und verändern, die einen solchen Krieg möglich machen.

KONKRET: Euer Widerstand ist gewaltfreier Natur, wohingegen die Nicaraguaner gezwungen sind, sich mit Waffengewalt zu verteidigen. Wie halten eure Leute diese doch recht schizophrene Situation aus?

Snyder: Nicht jeder, der bei »Witness for Peace« mitmacht ist orthodoxer Pazifist. Als gewaltfreie Bewegung ist unser Verhaltensspielraum hier in Nicaragua jedoch klar definiert und setzt Prämissen für unsere Delegationsmitglieder. Bei uns machen Christen mit, für die gewaltfreier Widerstand im Sinne Gandhis gleichzeitig Lebenspraxis ist, aber auch Leute, die unsere Verhaltensnormen eben so lange akzeptieren, solange sie in Jalapa sind. Daraus resultieren natürlich Probleme.

Es gibt orthodoxe Pazifisten, die es gar nicht gern sehen, wenn ein bewaffneter Milizsoldat in unserem Bus mitfährt, andere können gar nicht genügend bewaffnete Heeresangehörige in der Nähe haben. Im Allgemeinen sind wir uns jedoch des Ernstes der Situation bewußt und niemand bestreitet den Nicas das Recht, sich zu verteidigen.

KONKRET: Befürchtest du nicht, daß auch eure Leute Opfer von Entführungen oder Erschießungen werden könnten, während sie in Jalapa sind?

Snyder: Gottseidank erleben wir hier in Nicaragua noch nicht den Übergang von Sabotageaktionen hin zu einem allgegenwärtigen Terrorismus. Wenn dieser Schritt von der Contra vollzogen werden sollte, wird das Leben hier sehr gefährlich werden. Bombendrohungen haben wir allerdings schon erhalten. Ich empfand dies ja fast als Kompliment, wußte ich doch nicht, daß unsere Präsenz als so effektiv angesehen wird. Man darf nicht an solche Sachen denken, sonst wird man verrückt. Die Taktik der Contra ist ja bekannt. Mitglieder von Kooperativen, die für den Aufbauprozeß dieses Landes stehen, werden häufig genug entführt oder erschossen. Der Contra-Sender in Honduras droht bestimmten Leuten namentlich die Erschießung an. Auch für uns gibt es keine Überlebensgarantie. Das Kriterium warum eine Person ins Visier der Contra gerät, ist klar. Wer effektiv Arbeit macht ist in Gefahr. So einfach ist das.

KONKRET: Wie schätzt du euren Einfluß auf die amerikanische Öffentlichkeit ein?

Snyder: Schwer zu sagen. Was die großen Zeitungen angeht, ist da noch nicht allzuviel passiert. Aber als Grass-Roots-Bewegung sind wir ja in vielen Orten der USA vertreten. Unsere Mitglieder sind vorwiegend aus der Mittelschicht. Viele sind angesehene Persönlichkeiten, sagen wir so eine Art Meinungsmultiplikator in ihrer Heimatgemeinde oder sie sind in der Kirchenhierarchie etabliert. Diese Leute schreiben dann eine Fülle von Artikeln in kleinen Gazetten der Heimatpresse. Es kommt auch vor, daß Kirchengemeinden einem Gemeindemitglied die Reise nach Nicaragua finanzieren. Viele hatten vor ihrem Aufenthalt hier gar keinen Begriff über die schreckliche Tragweite der US-Politik in Zentralamerika und sind so erschüttert, wenn sie in die USA zurückkehren, daß sie einfach etwas tun müssen, um die Dinge beim Namen zu nennen.

KONKRET: Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß es zu einer direkten Invasion von US-Truppen kommt. Wie diskutiert ihr diese Möglichkeit und wie werdet ihr euch in einem solchen Fall verhalten? Werdet ihr euch zurückziehen oder passiven Widerstand üben oder werdet ihr dazu aufrufen, daß noch mehr US-Bürger nach Nicaragua kommen sollen?

Snyder: Unsere Ursprungsidee für den Fall einer direkten, massiven US-Intervention war: So viel wie möglich US-Bürger sollen herkommen, sagen wir 2.000 oder mehr. Wir haben diesen Gedanken bald verworfen. So etwas ist nicht praktikabel

Eine solche Situation wirft eine Menge unlösbarer Probleme auf: Wer soll die Leute ernähren? Wo können sie sich aufhalten? Was können sie Sinnvolles tun? Meine Meinung dazu ist, wenn es zu einer bewaffneten Invasion der USA in Nicaragua kommt, die das Maß dessen überschreitet, was wir hier alltäglich erleben, wenn die Marines hier an Land gehen, dann gibt es in Nicaragua keinen Platz mehr für gewaltfreien Widerstand. Alles, was wir dann tun können, ist hierzubleiben, in den Orten, wo wir sowieso mit der Zivilbevölkerung zusammenleben und sie moralisch zu unterstützen, so gut wir können.

Aber ich bin fest davon überzeugt, daß unsere Gruppen in den USA eine Menge tun werden. Das Hauptaktionsfeld gewaltfreier Aktionen wird dann die USA sein. Auch in Nicaragua wird unser politisches Verhalten dann nicht auf Selbstmord hinauslaufen. Wir werden unsere Politik so verändern, daß man von uns hören wird.

Konkret 02/85, S. 28

Jacques Vergès

Prozeß gegen Frankreich
Ein linker Anwalt verteidigt den Schlächter von Lyon Klaus Barbie

Nach vielen Verschiebungen soll jetzt in Frankreich der Prozeß gegen Klaus Barbie eröffnet werden. Barbies Verteidiger ist ein linker Anwalt. In einem Interview äußert er sich über seine Verteidigungsstrategie, über seine Absicht, der französischen Regierung ob ihrer unbewältigten Kolonialgeschichte den Prozeß zu machen, anzuklagen

KONKRET: Die französische Linke ist für immer neue Überraschungen gut: André Gorz sieht die Friedensbewegung als Hauptbedrohung für Europa, Michel Foucault verlangte ein stärkeres französisches Engagement im Tschad, zahlreiche Intellektuelle fordern Truppen im Libanon, und Jacques Vergès verteidigt einen Nazi, um einen Dritte-Welt-Standpunkt ins öffentliche Bewußtsein zu bringen.

Vergès: Die gegenwärtige Situation in Frankreich ist tatsächlich paradox, aber historisch nicht unerklärbar. Ich sehe darin jedoch einen Grund zum Optimismus: Was gegenwärtig passiert, ist nicht die »Logik des ruhenden Wassers«, sondern Ausdruck davon, daß die Dinge in Fluß gekommen sind.

KONKRET: Welches war das Interesse Barbies, sich von Ihnen verteidigen zu lassen?

Verges: Barbie wollte offenbar keinen deutschen Anwalt. Er ist inzwischen bolivianischer Staatsbürger und die Tatsache, daß er jetzt in Frankreich ist, ist ein französisches Problem. Um Barbie die *»Verbrechen gegen d ie Menschlichkeit«* anzulasten, wirft man ihm heute vor, was man ihm 1952 und 1954 noch nicht vorzuwerfen gedachte. So wenig scheint seine Verantwortlichkeit in diesem Bereich gegeben. Es geht um die Frage der Judendeportationen. Im Eichmann-Prozeß wurde deutlich, daß ab 1942 der Kampf gegen die Juden in den besetzten Ländern direkt Eichmann in Berlin unterstellt war.

KONKRET: Was war denn Ihr Interesse, Barbie zu verteidigen?

Verges: Man darf nicht unbeantwortet lassen, daß in einem Land wie Frankreich gegenwärtig eine juristische Gegenrevolution stattfindet, welche uns vor 1789 zurückwirft – insbesondere gegenüber den Vertretern einer Macht, die die demokratischen Freiheiten immer mehr einengt. Die Anklagepunkte gegen Barbie sind schwerwiegend. Das ist ein Grund mehr, die rechtsstaatlichen Garantien zu respektieren, weil wir die Tendenz nur zu gut kennen, daß man in besonders schweren Fällen die verfassungsmäßigen Rechte außer Kraft setzt.

Es ist offensichtlich, daß der Barbie-Prozeß ein Schauprozeß für die französische Öffentlichkeit ist: Dieser Prozeß kommt, nachdem Frankreich den Indochina-Krieg geführt hat, nach dem Algerien-Krieg, nach der Unterdrückung in Madagaskar, in Schwarzafrika, in den Karibischen Inseln – Konflikte, die allesamt » *Verbrechen gegen die Menschlichkeit«* darstellten unter der direkten Verantwortung einer sozialdemokratischen Regierung oder Regierungen, an denen die Sozialdemokraten teilhatten. Diese Verbrechen gegen die Menschlichkeit haben mehr Tote gefordert als die Verbrechen der deutschen Nazis im besetzten Frankreich.

KONKRET: Es bleibt das Problem der »schmutzigen Hände«: Ist ein.Nazi das geeignete Objekt, um die französischen Kolonialverbrechen anzuprangern? Die Person Barbie wirkt auf Sie zurück, ob Sie das wollen oder nicht.

Vergès: Das Problem der »schmutzigen Hände« ist kein politisches Problem. Dieses Problem hat Jean-Paul Sartre 1933 in Deutschland aufgeworfen, als der Faschismus aufkam und er sich in Berlin universitären und sexuellen Aktivitäten widmete. Im übrigen macht genau die sozialdemokratische Regierung den Barbie-Prozeß zum Problem der »schmutzigen Hände«: Sie will durch diesen Prozeß gegen einen ehemaligen Nazi zeigen, daß »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« in die Vergangenheit unserer Geschichte gehören, daß der Staat der Barbarei seit 1945 hinter uns liegt. und daß alles, was nachher stattgefunden hat, Lächerlichkeiten sind.

Der Barbie-Prozeß dient der Verschleierung, weil zur selben Zeit, wo Barbie im Gefängnis von Lyon sitzt, Israels ehemaliger Verteidigungsminister Sharon Pressekonferenzen in Paris geben kann. Also einerseits der Barbie-Prozeß, andererseits der Empfang für Sharon – das heißt: »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« waren den Nationalsozialisten vorbehalten und alles andere kann damit nicht verglichen werden. Folglich muß man genau im Zusammenhang mit dem Prozeß gegen Barbie alles, was seit den Nürnberger Prozessen passiert ist, anprangern. Das ist die politische Bedeutung des Barbie-Prozesses.

KONKRET: Sie haben jetzt den Vorwurf der »schmutzigen Hände« geschickt literarisiert. Es ging uns nicht um Sartres Buch, sondern um die Frage, ob es nicht eine menschliche Grenze im Barbie-Mandat gibt? Wie gut auch immer Ihre politischen Motive der Barbie-Verteidigung sind: Mit einer Person wie Barbie will man einfach nichts zu tun haben.

Vergès: Ich glaube, daß das eine moralische und keine politische Sicht der Dinge ist. Ich meine sogar, sie ist moralisierend. Ich gehöre nicht zu denen. die durch den Händedruck zwischen Ribbentrop und Stalin geschockt sind: Ich denke, daß sie

beide klaren Kopfes waren, als sie sich die Hände gedrückt haben. Auch in Italien ist den Christdemokraten von den Kommunisten ein historischer Kompromiß angeboten worden, obwohl die Christdemokraten in ihrer Führung Professoren mit faschistischer Vergangenheit hatten.

KONKRET: Ihre Schlußfolgerung wäre also: Es gibt ein politisches Zweckbündnis mit wem auch immer.

Vergès: Es gibt kein Bündnis zwischen Barbie und mir. Ein Prozeß ist kein Bündnis. Was in diesem Prozeß beurteilt wird, ist nicht die Nazi-Ideologie. Es geht nicht einmal darum, was Barbie in Frankreich gemacht hat. Dafür wurde er bereits 1952 und 1954 verurteilt. Heute geht es um einen Schauprozeß, in dem neue Anklagepunkte gesucht werden, an die weder 1952 noch 1954 gedacht wurde, um die Verantwortlichen der Völkermorde in Indochina und Algerien reinzuwaschen. Es geht um eine Neuauflage des Eichmann-Prozesses und sm einen neuen Holocaust-Film in einer Zeit, wo die französische Regierung erstmals wieder offiziell Jerusalem besucht.

KONKRET: Wo ist die Aktualität beispielsweise der algerischen Position in diesem Prozeß?

Vergès: Ich bin nicht der Vertreter eines Staates, weil sich das Problem des Barbie-Prozesses nicht als Problem des Verhältnisses zwischen zwei Staaten stellt. Es gibt schließlich eine deutsch-französische Versöhnung. Die ehemaligen Gestapo-Chefs in Frankreich, General Oberg und Oberst Knochen, sind ja durch die Regierungen der dritten und vierten Republik begnadigt worden. Der eine ist inzwischen in Freiheit gestorben, der andere lebt meines Wissens noch. Der Barbie-Prozeß ist kein Problem zwischen Frankreich und Algerien, sondern ein Problem zwischen Frankreich und der Dritten Welt, insbesondere ein Prozeß gegen jene, die für den französischen Kolonialismus verantwortlich sind.

KONKRET: Gibt es Bewegungen, die Sie in der Prozeßführung unterstützen?

Vergès: Ich werde die Frage, wer mich unterstützt, nicht beantworten. Der französische Innenminister möchte mir diese Frage auch stellen. Im Rahmen der kommenden Prozeßereignisse und auch meines öffentlichen Auftretens als Anwalt wird klar werden, welche Genossen mir Vertrauen schenken und welche Leute mir nicht vertrauen. In vielen Köpfen ist diese Entscheidung bereits gefallen.

KONKRET: Wer finanziert Ihre Barbie-Verteidigung?

Vergès: Auch diese Frage möchte mir der französische Innenminister gerne stellen und auch die Journalisten rechtsextremer Zeitungen, die mir nicht wohlgesinnt sind, möchten das gerne wissen. Im übrigen verstehe ich diese Frage auch nicht, weil das Barbie-Mandat keine wöchentliche Reise nach Bolivien beinhaltet, sondern eine wöchentliche Reise von Paris nach Lyon mit TGV-Schnellzug. Es ist einfach, sich über die Zugtarife zu informieren: Diese Reisen sind kein großer finanzieller Aufwand. Es ist auch eine seltsame Auffassung, daß unsere Arbeit immer bezahlte Söldnerarbeit ist, weil jeder Anwalt, der seines Namens würdig ist, zwei Arten von Mandaten hat: Mandate, die ihm Geld einbringen, und andere Mandate, die ihm kein Geld einbringen.

KONKRET: Ihre Barbie-Verteidigung hat eine anti-zionistische Stoßrichtung. Gleichzeitig wird aber Barbie nachgesagt, daß er Ende der 60er Jahre beste Beziehungen zum israelischen Geheimdienst hatte.

Vergès: Wenn Sie mir Indizien für die Beziehungen Barbies zum israelischen Geheimdienst liefern könnten, wäre das für die Verteidigung Barbies von großer Wichtigkeit, weil man damit die Grenze ziehen könnte zwischen dem moralischen Ziel der französischen Regierung und der tatsächlichen Realität. Es gibt in diesem Zusammenhang aber auch eine andere Frage: Hatte Barbie Kontakte zu den Arabern? Das wird in zionistischen Kreisen behauptet.

KONKRET: Ihre These, wonach der Held der französischen Résistance, Jean Moulin, von Anti-Kommunisten in der Résistance verraten wurde, hat in der französischen Öffentlichkeit eine heftige Kontroverse entfacht.

Vergès: Heute weiß jedermann, daß es bei der Verhaftung Jean Moulins einen Verrat gab, und jedermann sagt, daß es Mysteriöses an dieser Geschichte gibt. Es gibt einen Kronzeugen in dieser Geschichte: Barbie, der sich noch nicht dazu geäußert hat aus verschiedenen Gründen. Er redete bisher nicht gerne von seiner vergangenen Tätigkeit und er wollte auch nicht seine früheren Informanten denunzieren, sondern die früheren Ereignisse möglichst in Vergessenheit bringen. Aber jetzt ist er da. Jetzt gibt es natürlich Ängste jener Leute, die er belasten kann. Es gab in der französischen Presse seitenlange Kommentare ehemaliger Führer, die mich als Provokateur beschimpfen und meine Rolle als beschämend bezeichnen. Im übrigen seien meine Thesen ja gar nicht neu. Da liegt doch wohl ein Widerspruch: Wenn es nicht neu ist, was ich sage, wieso weckt es dann solche Emotionen?

KONKRET: Sie haben die Verratsthese wieder in die Diskussion gebracht, ohne neue Beweise zu bringen. Sind in dieser Sache von Ihnen noch Beweise zu erwarten?

Vergès: Man hat von mir in Frankreich verlangt, daß ich unverzüglich Beweise liefere. Ich werde diese Beweise aber nicht jetzt vorlegen, weil ich nicht in diese Falle gehen will. Ein Richter teilt auch nicht einem Angeklagten zwei Wochen vor dem Prozeß mit, welche Fragen er ihm in der Gerichtsverhandlung stellen wird.

KONKRET: Mitterrand mußte ja damit rechnen, daß Barbie über die Vergangenheit der Résistance auspacken wird, wenn er nach Frankreich kommt. Wenn daran nun Ihrer Meinung nach überhaupt kein Interesse besteht, wieso holte man Barbie überhaupt nach Frankreich?

Vergès: Die Regierung rechnete damit, daß Barbie einen üblichen Anwalt nimmt, der die deutschen Kriegsverbrecher verteidigt – mit einem Plädoyer, das man von vornherein kennt: Mein Klient hat von oben den Befehl erhalten, Repressalien zum Schutz vor Attentaten zu ergreifen. Das war die Prozeßstrategie dieser Anwälte, die alle zur extremen Rechten gehören. Die meisten von ihnen gehörten natürlich nicht zur Résistance und waren für das französische Algerien. Ein ganz wesentlicher Teil meiner Prozeßführung wäre damit weggefallen. Ein rechtsextremer Anwalt kann die »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« im Algerienkrieg nicht zur Sprache bringen. Ein Anwalt, der nicht in der Résistance war, kann auch nicht den Mythos einer geeinten Résistance aufbrechen, nachdem die französische Öffentlichkeit in dieser Frage mit Recht sehr sensibel ist. Man hätte ihm vorgeworfen, er wolle die ganze Résistance in den Dreck ziehen, ohne selbst an ihr beteiligt gewesen zu sein. Mich kann man persönlich beleidigen, aber nicht politisch, weil ich im Alter von 17 bis 20 Jahren Soldat de Gaulles in England, Italien und Deutschland war.

KONKRET: Was hat denn die Selbstmordthese bezüglich Moulins Tod mit Ihrer politischen Argumentation zu tun? Mit der Behauptung, Moulin habe sich im Gefängnis selber das Leben genommen und sei nicht zu Tode gefoltert worden, begibt man sich auf das Niveau von Gefängnisbehörden und Justizdirektoren, die mörderische Haftbefehle rechtfertigen wollen, auf das Niveau Stammheim.

Vergès: Es hat viele Rèsistance-Kämpfer gegeben, die sich im Gefängnis das Leben nahmen. Ich denke aber, daß es zwischen diesen Selbstmorden und den Pseudo-Selbstmorden von Stammheim einen wesentlichen Unterschied gibt: Die Selbstmorde in der Résistance waren Selbstmorde von Widerstandskämpfern, die wichtige Geheimnisse kannten, die für die Sicherheit vieler anderer Résistance-Kämpfer verantwortlich waren. Sie entschlossen sich, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, um nicht riskieren zu müssen, unter der Folter zu sprechen. Das sind nicht Selbstmorde aus Verzweiflung, sondern Widerstandsaktionen, die in die Zukunft gerichtet sind.

KONKRET: Könnten Sie die Tatsache eines freien Barbie akzeptieren?

Vergès: Absolut. Es geht hier nicht um die Freiheit Barbies, sondern um die Aufrechterhaltung der demokratischen Freiheiten in Frankreich. Ich sehe nicht ein, warum die Tatsache eines freien Barbie schockierender sein soll als die Tatsache eines freien General Oberg.

KONKRET: Das ist sehr eurozentrisch gedacht, stimmt in Bezug auf Frankreich. Barbie war aber seit seiner Flucht nach Bolivien Mitglied der weißen Großgrundbesitzerclique in Bolivien. Er hat von Sterilisationsprogrammen gegen die Indianer profitiert, vom geraubten Land der Campesinos. Er hat als Folterspezialist agiert sowohl für die Kokainmafia als auch für die Militärs nach 1980. Wenn Barbie in Bolivien wieder in Freiheit wäre, so kann kein Zweifel sein, daß er sich dort an neuen »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« beteiligen würde. Ist das in Ihrem Interesse?

Vergès: Barbie wurde in Bolivien nie der Zusammenarbeit mit der Kokainmafia beschuldigt, auch nicht unter der Regierung von Siles Zuaso, die eine demokratische Regierung zu sein scheint. Als ein Vorwand zur Verhaftung Barbies gesucht wurde, wurde eine Geldforderung gegen eine Gesellschaft zum Anlaß genommen, die Barbie vor 15 Jahren leitete. Was die angebliche Beteiligung Barbies am Aufbau paramilitärischer Gruppen betrifft: Es hat in diesem Zusammenhang ja Verhaftungen durch die Regierung Zuaso gegeben. Es ist doch ziemlich erstaunlich, daß Barbie nicht unter den Verhafteten war, wenn die Regierung einen Verhaftungsvorwand suchte. Ich verstehe nicht, warum nicht andere Verhaftungsgründe vorgebracht worden wären, wenn es solche gäbe. Trotzdem ist eine Diskussion über die von Ihnen aufgeworfenen Fragen natürlich möglich. Immerhin scheint mir die Frage des Landraubes keine spezifisch bolivianische Frage: Landraub gab es in allen kolonialisierten Ländern. In der Regel profitierten aber die Regierungen davon. Man muß in diesen Fragen diejenigen zur Verantwortung ziehen, die diese Politik aufgebaut und mit Gewalt durchgesetzt haben.

KONKRET: Wenn Barbie allein ein »historischer Nazi« wäre wie Hess beispielsweise, wäre Ihre Argumentation schlüssig. Nun ist aber Barbie nicht »nur« ein historischer Nazi, sondern in seiner Person ein lebendiges Beispiel für die Kontinuität des Faschismus. Seine Praxis in der Nachkriegszeit ist ein Beispiel für das moderne Gesicht des Faschismus. Das ist der schwache Punkt Ihrer Barbie-Verteidigung.

Vergès: Das ist ein Punkt, dessen wir uns bewußt sind. Es ist offensichtlich, daß der Ryan-Bericht über die Unterstützung Barbies in den unmittelbaren Nachkriegsjahren durch den damaligen US-Geheimdienst CIC und die Entschuldigung an die Franzosen für die Fluchthilfe – genau wie der Barbie-Prozeß jetzt in Frankreich – reinen Verschleierungscharakter hat. Gemäß Ryan-Bericht war Barbie arbeitslos und stellte sich zwei amerikanischen Offizieren vor, die naiv waren und ihn im Geheimdienst einstellten. Barbie hätte ihnen nicht besonders wichtige Informationen gegeben. Der Ryan-Bericht reduziert damit die Beziehungen zwischen alten Nazis und dem US-Geheimdienst auf Anekdoten. Die Kollaboration war in Tat und Wahrheit viel bedeutender. Eine große Anzahl alter Nazis ist vom Geheimdienst angestellt worden, und zwar nicht als

Folge der Naivität einzelner Offiziere, sondern als Folge von Entscheidungen auf höchster politischer Ebene. Die Anstellung von Barbie durch den US-Geheimdienst war in den Kalten Krieg eingebettet.

KONKRET: Barbie hat aber offenbar bis in die 70er und 80er Jahre enge Beziehungen zum CIA unterhalten.

Vergès: Wenn Ihr dazu Informationen habt, interessiert es mich. Ich war in La Paz, habe dort mit vielen Leuten gesprochen und auch die gesamte Presse gesichtet. Es scheint, daß Barbie seit seiner Ankunft in Südamerika keine engen Beziehungen zum CIA unterhielt.

KONKRET: Im Ryan-Bericht steht, daß Barbie bis '71 enge Beziehungen zum CIA unterhielt.

Vergès: Ob er Beziehungen hat, weiß ich nicht, aber es scheint jedenfalls, daß Barbie nur im Europa der Nachkriegsjahre aktiv für den amerikanischen Geheimdienst gearbeitet hat, in Südamerika nicht mehr. Wenn er in Südamerika noch immer für den US-Geheimdienst gearbeitet hätte, hätte der CIA seine Verhaftung in Bolivien wohl auch nicht zugelassen. In diesem Fall hätte man sich arrangiert.

KONKRET: Die Todesschwadrone in Bolivien hießen »novios de la muerte«. Barbie war an deren Aufbau beteiligt. Die Todesschwadrone haben Gewerkschaftern die Wohnungen angezündet und waren für zahlreiche Morde verantwortlich. Sie haben Aufträge für Roberto Suarez, den König der Kokainmafia in Bolivien, übernommen. Sie haben Parteizentralen in die Luft gejagt.

Vergès: Barbie hat damit nichts zu tun.

KONKRET: Dann müssen alle Bolivianer lügen.

Vergès: Welche Bolivianer? Nicht die, die ich gesehen habe. Denn die haben gesagt, Barbie hätte nichts damit zu tun gehabt mit der Kokainmafia.

KONKRET: Die bolivianische Widerstandsgruppe CONADE, die während der Diktatur gegründet wurde, hat angegeben, daß Barbie während der Militärdiktatur einer der Oberfolterer gewesen sei. Der Exilkonsul Juan Emilio Sanchez, der sogenannte »Konsul im Widerstand«, hat diese These gestützt: Barbie war für die Folterung von Gewerkschaftern verantwortlich.

Vergès: Ich glaube, wenn wir über diese Fragen diskutieren wollen, müssen wir seriös diskutieren, um zu Gewißheiten oder zu Zweifeln zu kommen. Die Berufung auf Autoritäten bringt in diesem Zusammenhang nichts. Ich bin bereit, auf einem öffentlichen Meeting über diese Fragen zu diskutieren, aber nicht an einem runden Tisch, wo man mir sagt, Sanchez sagt das und das. Wenn ich das nicht als wahr akzeptiere, dann sei ich ein Komplize Barbies, von Rudolf Hess und dem Kolonialismus im allgemeinen.

KONKRET: Wenn es Beweise gäbe für Barbies Beteiligung am Aufbau von Todesschwadronen in Bolivien, für seine Tätigkeit als Folterexperte, würde das Ihre Haltung grundsätzlich ändern?

Vergès: Das ist klar. Meine Position in der Verteidigung wäre nicht mehr dieselbe. Aber ich erwarte, daß man mir Beweise bringt und sich nicht auf irgendwelche Autoritäten beruft. Zu sagen, eine Gruppe hat publiziert...ist ein Argument, das ich nicht akzeptiere. Ich respektiere jedes einzelne Mitglied dieser Gruppe. Ich war Mitglied der KPF und des FLN. Ich weiß genau, daß es nicht reicht zu sagen, das Zentralkomitee hat das und das gesagt und darum ist es richtig. Während des Algerienkriegs ist es vorgekommen, daß Mitglieder einer Gruppe Mitgliedern einer andern Gruppe sehr schwere Vorwürfe gemacht haben. Diese Vorwürfe haben sich nachher als nicht wahr erwiesen.

KONKRET: Für Sie ist Barbie ein historischer Nazi wie etwa Hess und nichts weiter?

Vergès: Ja. Mit einem Unterschied: Barbie war kein Führer, sondern nur ein Leutnant.

KONKRET: Barbie ist für Sie also ein Dutzendfaschist. Damit relativiert sich auch Ihre Antwort auf die Frage nach den »schmutzigen Händen«. Wenn Barbie eine aktive Nachkriegspraxis in Südamerika hat, dann wäre seine Verteidigung wohl tatsächlich eine Frage der »schmutzigen Hände«.

Vergès: Ich brauche diesen Ausdruck der »schmutzigen Hände« nicht. Ich habe immer gedacht, daß diejenigen, welche saubere Hände haben, diejenigen sind, die keine Hände haben. Ich sage nur, um Ihren Ausdruck zu gebrauchen: Barbie war ein alter Nazi. Die Anklagepunkte, die Barbies Tätigkeit in Südamerika betreffen, scheinen mir nicht der Wahrheit zu entsprechen. Es ist klar, daß sich meine Sicht ändert, wenn man mir Beweise bringt.

KONKRET: Der Militärausweis Nummer 33300252, lautend auf Klaus Altmann-Hansen alias Barbie, Oberstleutnant der bolivianischen Armee, und die belastenden Aussagen durch den bolivianischen Geheimdienstagenten Alvaro De Castro, Barbies einstigen Privatsekretär, Leibwächter und Mitstreiter in der bolivianischen Aufstandsbekämpfung: Monsieur Vergès, reichen Ihnen diese Beweise tatsächlich nicht?

Vergès: Absolut nicht. Barbie war bolivianischer Staatsbürger und in dieser Eigenschaft militärdienstpflichtig. Er hat als Reserveoffizier im Dokumentationsdienst der Armee gearbeitet. Ich sehe darin nicht den geringsten Beweis, daß er sich an

den Verbrechen in Bolivien beteiligt hat. Was die Behauptung betrifft, De Castro habe Barbie belastet: Man hat nach der Verhaftung De Castros behauptet, De Castro hätte mit Barbie in Lyon einen Staatsstreich vorbereitet. Ich habe sofort vom bolivianischen Innenministerium gefordert, daß es die beschlagnahmten Dokumente und Briefe Barbies mit den Hinweisen auf eine Zusammenarbeit veröffentlicht. Das ist nie geschehen, weil die ganze Geschichte eine Lüge ist. De Castro ist inzwischen wieder freigelassen worden im Anschluß an eine parlamentarische Debatte über Menschenrechte und Folter, welche in den Kellerräumen des Innenministeriums nach wie vor praktiziert wird. Ich möchte gerne einmal wissen, was der für die Polizei von La Paz zuständige Staatssekretär machte, als Che kämpfte. Und ich möchte wissen, ob er von Serge Klarsfeld Geld bekommen hat.

Kasten Seite 30 »Jacques Vergès«

Geboren 1925 in Thailand als (Zwillings-)Sohn eines abgesprungenen Französischen Diplomaten und einer vietnamesischen Mutter, bezeichnet sich Vergès als »Eurasier«. Mit 17 1/2 Jahren trat er der Résistance bei. Von 1945 bis 1957 war Vergès Mitglied der KP Frankreichs, wo sein Zwillingsbruder Paul nach wie vor Generalsekretär ist. Seit Ende der fünfziger Jahre trat Vergès in zahlreichen politischen Prozessen als Verteidiger von Widerstandskämpfern auf. Er. verteidigte algerische Freiheitskämpfer des FLN in Frankreich und wurde dabei selbst der Mitgliedschaft im FLN angeklagt. 1965 konvertierte Vergès zum Islam und heiratete die einstige algerische Widerstandskämpferin Djamila Bouhired. Ende der sechziger Jahre begann er zahlreiche Vertreter des palästinensischen Widerstands zu verteidigen und erhielt das Mandat der Angehörigen des kongolesischen Oppositionellen Moise Tschombé. Zu Beginn des Jahres 1970 verschwand Vergès von der politischen Bildfläche und tauchte erst neun Jahre später wieder auf. Spekulationen darüber, wo er in dieser Zeit gewesen war, gibt es viele (Jemen, Kambodscha, Algerien); Vergès selber will diese Zeit sein persönliches Geheimnis bleiben lassen. Seit seinem Wiederauftauchen hat Vergès von neuem zahlreiche politische Mandate übernommen, meist von militanten Kämpferinnen und Kämpfern der Linken sowie in verschiedenen Fällen drohender Auslieferung und Berufsverbote.

Überraschung und Konfusion verursachte die Übernahme des Mandats des aus Bolivien ausgewiesenen einstigen »Schlächters von Lyon« Klaus Barbie. Vergès ist hier nach dem Rückzug der beiden andern Verteidiger, allein verblieben. Der Prozeß soll ein weiteres Beispiel der von Vergès entwickelten Strategie des »Bruches« in der politischen Prozeßführung werden, wo jegliche Zusammenarbeit mit dem bürgerlichen Gericht verweigert wird (vgl. auch seine Publikation »Konfrontation oder Anpassung. Verteidigungsstrategie in politischen Prozessen«, EVA, Frankfurt/M. 1979).

Konkret 02/85, S. 32

Michael Hannwacker

Versuche mit Menschen

Ehe die Pharma-Industrie ihre Erzeugnisse auf den Markt wirft und den Menschen zum Fraße anbietet, müssen die Pillen und Tabletten und Kapseln getestet werden. Am und mit Menschen. Das Verfahren ist gesetzlich vorgeschrieben. Die Tester nehmen es gelassen. Sie schlucken zur Probe für ein Honorar, das mit dem absehbaren Risiko steigt

»Nicht müde werden! Nicht mit den Augen rollen ! Rasch die Tasten drücken! Und bitte die richtigen ! « Knappe Kommandos schnarren aus dem Kopfhörer. Durch eine Sauerstoffmaske, die mir um den Kopf gegürtet ist, atme ich extrem dünne Luft. Sie mindert die Konzentrationsfähigkeit erheblich und beeinträchtigt außerdem das Sehvermögen. Ich presse meine Augen noch dichter an den Sehschlitz. Aber die darin aufflackernden digitalen Signale werden immer undeutlicher. Krampfhaft bemühe ich mich, die Sehzeichen auf eine Tastatur vor mir umzusetzen. Doch ich spüre, daß meine Fehler sich häufen .

Was hier passiert ist mitnichten eine fortgeschrittene Form von Folter, sondern ein Experiment, mit dem ein neu entwickeltes Medikament getestet wird.

Millionen von Pillen und Tabletten werden täglich im Vertrauen darauf geschluckt, daß sich die vom Arzt oder Apotheker versprochene Wirkung einstellt und die Angaben der Gebrauchsanweisung verläßlich sind. Wie aber die pharmazeutische Industrie die Erkenntnisse über die Wirkungen und Nebenwirkungen ihrer Heilmittel gewinnt, ist der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt. Auch eine »Aufklärungs«-Kampagne der Bayer-AG, die kürzlich auf doppelseitigen Anzeigen in Magazinen und Illustrierten auftauchte, brachte kaum Klarheit.

Am Anfang sind Tierversuche das einzig probate Mittel zum Zweck. Hat sich jedoch dabei ein Pharmakon bewährt, muß seine Verträglichkeit für den Menschen getestet werden. Die hierfür geltenden Vorschriften sind rigoros, aber wohl unumgänglich: Das Bundesgesundheitsamt verordnet nämlich – die Bayer-AG verschwieg dies wohlweislich – Maximaldosen für die ersten Tests an Menschen mit den neuen Präparaten. Was nichts anderes bedeutet, als daß die Konzentration der zu prüfenden Pharmaka so lange erhöht wird, bis die ersten organischen Nebenwirkungen auftreten.

Dieser erste Schritt der insgesamt vierstufigen Erprobungsserie verlangt den gesunden menschlichen Organismus als Testgrundlage. Wurde dabei die grundsätzliche Verträglichkeit des neuen Mittels für den Menschen erwiesen, wird es in der zweiten und dritten Phase erst behutsam und dann in großem Stil Patienten verabreicht, denen das Pharmakon eigentlich helfen soll. In der vierten Phase schließlich werden noch einmal Detailfragen geklärt.

Da Selbstversuche der Forscher mittlerweile völlig unüblich geworden sind, wird in den Pharma-Firmen, diversen von ihnen beauftragten Testinstituten und Universitätskliniken mit Freiwilligen probiert. Diese rekrutierten sich in erster Linie aus Studenten, die per Handzetteln und Anschlägen in der Umgebung der Universität, aber auch durch Mundpropaganda untereinander für die Sache gewonnen werden.

»Zur Entwicklung neuer Arzneimittel ist es erforderlich, daß wissenschaftliche Prüfungen am Menschen vorgenommen werden. Dies entspricht weltweiter Übung, ärztlicher Überzeugung und den Vorschriften des Arzneimittelgesetzes und darf nur in Übereinstimmung mit der Deklaration von Helsinki in der derzeit gültigen Fassung erfolgen«, lautet die Präambel meiner Einwilligungserklärung zur Teilnahme an einem Versuch im »Labor für Elektrophysiologie (LFE) – Institut Dr. K. Schaffler Pharmakodynamische Forschungsgesellschaft mbH.« Es ist eines der fünf privaten Forschungsinstitute dieser Art in der Bundesrepublik, die im Auftrag der pharmazeutischen Industrie Experimente der vierten Erprobungsphase veranstalten. Weiter heißt es in dem Text, den ich vor Beginn der Studie zu unterzeichnen habe: »Der Proband ... stellt sich für 3 Tage ... während der Gesamtdauer von ca. 14 Tagen als Prüfperson zur Durchführung medizinischer Untersuchungen insbesondere zur Erprobung der Wirkungen von Medikamenten zur Verfügung.« Und endlich: »Er erhält hierfür ein Honorar von DM 500.- brutto.«

Es ist die Möglichkeit des schnellen Gelderwerbs, der die »Freiwilligen« in die Versuchslabors lockt. Zu hoch dürfe die Gage der Probanden zwar nicht liegen, »damit eine saubere Risikoabwägung möglich ist«, meint Dr. Schaffler, die frühere Praxis in den USA vor Augen, wo Strafgefangene mit Haftverkürzungs-Versprechungen zur Teilnahme an medizinischen Experimenten verleitet wurden. Zweifellos aber senkt die Aussicht auf einen guten und nicht einmal steuerpflichtigen Verdienst die Vorbehalte der Versuchswilligen beträchtlich herab. Und wenn doch einmal die Skepsis zu groß ist, wird die Gage eben erhöht, bis sich die Bedenken wieder in materielles Wohlgefallen auflösen.

Das Funktionieren des Systems der Arzneimittelerprobung hängt also auch – was Bayer ebenfalls unterschlug – vom Geldmangel einiger ab. Diese Voraussetzung wird dem Anschein nach von der Branche als so selbstverständlich akzeptiert, daß sie erst garnicht versucht, mit humanitären Argumenten wie dem Fortschritt der Medizin oder der Hilfe für Kranke für die Teilnahme an den Experimenten zu werben.

Das Pharmakon, für dessen Prüfung ich mich zur Verfügung gestellt habe, ist schon einige Zeit im Handel und soll nach Auskunft des Arztes vor allem bei alten Menschen Anwendung finden, deren Geisteskraft nachzulassen beginnt. Eine hirnaktive Substanz also, die als »klassisches Enzephalotropicum« die Hirnleistung forciere, erklärt Dr. Schaffler vor Versuchsbeginn. Zeitgemäß nennt der belgische Hersteller das Präparat »Normabrain« ! Wie ich später erfahre, gehört es durchaus in den Bereich der Psychopharmaka. Als solches wird es aber nicht nur bei Arterienverkalkung eingesetzt, sondern auch bei chronischen Hirnfunktionsstörungen, hirn-organischen Psychosyndromen, Alkoholismus und Alkoholentzug sowie als Hilfstherapie bei geistig entwicklungsgestörten Kindern. Zu den bisher bekannt gewordenen Nebenwirkungen von »Normabrain« gehören leichte psychomotorische Unruhe, Aggressionssteigerung sowie sexuelle Stimulation, »aber das ist ja eigentlich nicht negativ«, grinst Dr. Schaffler.

Der erste Versuchstag: Den Versuchsbedingungen entsprechend – das Präparat könnte die Fahrtüchtigkeit beeinträchtigen – bin ich mit öffentlichen Verkehrsmitteln ins Labor gekommen, nüchtern und mit frischgewaschenen Haaren.

»Kommen Sie, ich klebe Sie«, sagt Vera, die Assistentin von Dr. Schaffler, die so garnicht der Blondine aus der Bayer-Anzeige entspricht. Sie führt mich einen Gang entlang in den hintersten Raum des Labors. Die vermeintliche Radebrecherei entpuppt sich rasch als institutsinterne Fachterminologie: Ich bekomme Elektroden geklebt, für das EEG und EKG während des Versuchs. Vera verteilt vier auf Stirn und Schläfen, setzt zwei Elektroden auf die durch punktuelle Haarentfernung freigelegte Kopfhaut und zwei weitere in die Herzgegend. Der erste Blick in den Spiegel ist befremdend. Mit den Elektroden und den davon herabhängenden langen Kabeln komme ich mir vor wie in einem etwas veralteten Science-Fiction-Film. Die Kinder des Doktors allerdings, die nach Schulschluß durch das Haus wuseln, scheinen sich an meinem sonderbaren Aussehen nicht zu stören.

Die Normabrain-Studie läuft als Akutversuch ab; das Medikament wird also nur an den Testtagen eingenommen. Einmal – weder der Arzt noch der Proband weiß wann – wird Placebo verabreicht. Dadurch sollen unter anderem psychosomatische Effekte während der Versuche herausgefiltert werden. Diese gliedern sich in eine vierteilige Testreihe auf, die pro Versuchstag fünfmal wiederholt wird.

Am Anfang steht der oculodynamische Test (ODT), ein zwanzigminütiger Reaktionsversuch. Dabei müssen fünf digitale Zeichen, die willkürlich und in rascher Folge auf fünf verschiedenen Positionen aufleuchten können, möglichst schnell auf eine Tastatur umgesetzt werden. Daran schließt sich eine EEG-Abnahme in Ruhestellung an, der das »Trecking« folgt. Hier ist einem Quadrat, das auf einem Bildschirm willkürliche Bahnen zieht, ein zweites nachzuführen, das mit einem Hebel zu lenken ist Abschließend wird dem Probanden der Blutdruck gemessen. Die ersten drei Tests absolviert der Proband unter einer Sauerstoffmaske. Durch sie wird ihm Atemluft zugeführt, die ungefähr der in 6000 Meter Höhe entspricht. Die so beeinträchtigte Hirnleistung sollte wohl Senilität simulieren.

Die Reduzierung der Atemluft fiel aber offenbar zu stark aus, denn die Wirkstoffe von Normabrain führten zumindest in meinem Kopf einen vergeblichen Kampf gegen den wachsenden Konzentrationsmangel. So mußte mich Dr. Schaffler, der mich in meiner Versuchskammer mit Videokamera, EEG und EKG sowie diversen Computern vollständig überwachte, immer wieder auf meine Fehler während des ODT aufmerksam machen.

Jede dieser Testreihen beendete ich einigermaßen gerädert. Doch war jeweils die dritte die anstrengendste und unangenehmste, obwohl sie in die Hauptwirkungsphase des Medikaments fiel. Hier wurde das Gefühl der Beklemmung und Nervosität fast unerträglich. Die zwanzig oculo-dynamischen Testminuten dehnten sich zu einer Ewigkeit aus; unter der Maske spürte ich erste Ansätze von Klaustrophobie und war mehrere Male kurz davor, sie mir vom Kopf zu reißen. Ich sehnte mich danach, ins Freie zu kommen und tief durchzuatmen. Stattdessen die Ermahnungen aus dem Kopfhörer, die meine Unruhe steigerten: »Bitte nicht nachlassen ! Die Sehzeichen genau fixieren!«

Als ich am dritten Versuchstag etwas mehr Routine für den ODT entwickelt hatte, fiel mir freilich auf, daß die Kommandos aus dem Kopfhörer bei jeder Testeinheit dieselben waren. Dr. Schaffler hatte sie vor der Studie auf Tonband aufgezeichnet; zwanzig an der Zahl, nach jeder Minute eine. Trotzdem paßten die Ermahnungen und Korrekturen meist haargenau. »Erfahrung«, strahlt Dr. Schaffler .

Unumwunden geben meine Mit-Probanden zu, daß sie einzig und allein die Gage zu Versuchskaninchen gemacht hat. Als ich Rolf frage, ob er den Test auch so unangenehm wie ich finde, zuckt er mit den Schultern und gibt eine traurige Antwort: »Unangenehm ist alles! Das fängt schon damit an, daß man morgens aufstehen muß, obwohl man weiterschlafen möchte.« Von »sauberer Risikoabwägung« also keine Spur. Würde es ihm etwas ausmachen, an den wesentlich riskanteren Versuchen mit Maximaldosen teilzunehmen? Nein, sagt Rolf, er kenne nur kein Institut in München, das solche Experimente durchführt.

Auch Rainer kommen keine anderen als finanzielle Gründe für die Teilnahme an diesem Versuch in den Sinn. Er hat gerade die Versuchskammer verlassen und seine stark geröteten Augen zeugen davon, daß er sich das Geld wirklich verdient hat. Teilt er meine Skrupel, daß wir doch eigentlich unseren Körper regelrecht verkaufen, mit der Einnahme von Präparaten, die wir nicht einschätzen können, letztlich auch unkalkulierbare Risiken eingehen und uns schließlich Versuchsordnungen

unterwerfen, die alles andere als angenehm sind? Nein, sagt Rainer gereizt, meine Bedenken finde er seltsam und aus der Luft gegriffen. »Letztlich ist doch, wenn Du so willst, alles, was wir für Geld tun, Prostitution«, würgt er ab.

Die pharmazeutische Industrie und die mit ihr zusammen arbeitende Testinstitute sind indes auf diese »Prostitution« angewiesen. Natürlich sind es auch die Konsumenten der Medikamente. Doch handelt es sich hier um einen Zwischenbereich der medizinischen Forschung, der – nicht zuletzt wegen der schlimmen Praxis in Nazi-Deutschland – meist verschämt verschwiegen wird. Zudem ist der grundsätzliche Widerspruch des Erprobungssystems für Medikamente nicht aufzulösen: Um die Gesundheit oder das Wohlbefinden der einen wiederherzustellen, muß eben auch die mögliche Gefährdung für andere in Kauf genommen werden.

Konkret 02/85, S. 36

Günther Anders

Das Kruzifix

Eine Schulbuchgeschichte

Als Jesus an einem kalten Februarmorgen dieses Jahres 1985 schweren Herzens durch einen bereiften Rübenacker in Polen stapfte, da schrak er plötzlich zusammen. Denn zu seiner Rechten erhob sich auf einem niedrigen Hügel ein riesiges Holzkreuz; und an diesem hing auch – und das konnte kein Wahnbild sein – ein beinahe nackter Leib, dessen Brust, von den Armen kaum mehr gehalten, qualvoll nach vorne überfiel.

Kopfschüttelnd blieb er stehen, und vermutlich hätten die paar Worte, die er, wohl auf aramäisch, flüsterte, wären sie übersetzt worden, gelautet: *»Also auch heute noch!«*

Daß es sich bei diesem Leibe nur um ein Machwerk handelte, das erkannte er aus der Entfernung natürlich noch nicht. Und wie hätte er außerdem auch fähig sein sollen, auf den abwegigen Gedanken zu kommen, daß es jemandem hätte einfallen können, einen Gekreuzigten und dessen Qualen künstlich nachzubilden? Und was hätte er gar gedacht, wenn man ihn darüber belehrt hätte, daß Tausende und Abertausende solcher Kreuze mit ähnlichen an ihnen hängenden Leibern in vielen Ländern aus dem Boden ragten? Noch ferner als der Verdacht, daß der Angenagelte nur ein bemaltes Stück Holz sein könnte, lag ihm begreiflicherweise der Argwohn, daß diese Figur etwa – *ihn selber darstellen,* oder gar *er selber sein* sollte. Dieser Argwohn konnte ihm umso weniger kommen, als er ja gar nicht wußte, wie er aussah, vielleicht sogar, wie die Lilien auf dem Felde, noch nicht einmal wußte, *daß* er überhaupt aussah. Und schließlich war es ja auch ganz unwahrscheinlich, daß die Züge einer im 20. Jahrhundert in Polen, vielleicht sogar maschinell, hergestellten Holzfigur mit denen eines vor 2000 Jahren Galiläa durchstreifenden Mannes Ähnlichkeit haben sollten.

Aber sehr lange konnte dieses Mißverständnis und diese seine Unkenntnis nicht vorhalten. Als er sich von neuem in Bewegung gesetzt und sich dem Kreuze um zwanzig Schritte genähert hatte, da erschrak er nämlich abermals. Denn dieser Gekreuzigte schien ihm nicht geheuer: nicht wie ein toter *Mann* sah der aus, sondern eher wie ein totes *Ding.* Ehe er aber erleichtert darüber hätte sein können, daß es also einen Getöteten weniger auf der Welt gab, als er eben noch gemeint hatte, da mußte er schon wieder erschrecken. Denn nun erblickte er zwei Frauen in schwarzen Kopftüchern, deren Bewandtnis ebensowenig geheuer war wie die des Gekreuzigten, da sie vor den Füßen dieses Dinges hingesunken waren, und da sie so reglos dalagen wie einst seine Mutter am Fuße *seines* Kreuzes dagelegen hatte. Aber während er damals diese, ohne ihr aufhelfen zu können (und das war eine Qual innerhalb seiner Qual gewesen) von oben gesehen hatte, sah er, da er von hinten an das Kreuz herangetreten war, diese zwei Frauen nur von rückwärts. Gleichviel, ihre hingebungsvolle Stellung genügte, um ihn nun vollends mißtrauisch zu machen. Abwechselnd blickte er auf sie und auf das Ding, vor dem sie lagen, und dem sie sogar pausenlos Unverstehbares entgegenmurmelten. Und nun runzelte er seine Brauen und war sich der Sache, die ihm fürchterlich gegen den Strich ging, beinahe sicher.

»Was treibt ihr hier denn eigentlich?« fragte er sie schließlich, zwar mit schon prüfender, aber noch immer sanfter Stimme, denn die so Versunkenen aufzuschrecken, brachte er nicht übers Herz. Doch seine Rücksicht war umsonst.

Denn eine der beiden wandte sich sofort um und stieß da sie ihn erblickte, eine geilenden Schrei aus und sprang auf, als sähe sie den Gottseibeiuns oder gar den dem Gas entronnenen KZ-Juden, den sie vor vierzig Jahren mit Dreschflegeln erschlagen hatten – und auch sie hatte damals blindlings mitgetan – um ihn daran zu hindern »ihr Rübenfeld kahlzufressen«. Und stolperte, noch immer kreischend, querfeldein, als sei dieser vor dem Tod in den Tod flüchtende Jude hinter ihr her. – Wenn sie aber – was vielleicht nicht ganz auszuschließen ist – *doch* erkannt haben sollte, *wer* da eben hinter ihr gestanden hatte, dann bewies sie eben durch ihre Flucht aufs erbärmlichste, daß sie ihn ausschließlich in effigie liebte.

Da schüttelte Jesus seinen Kopf, ließ sie, da es nutzlos gewesen wäre, sie zurückzurufen (denn sie hatte sich nicht ein einzigesmal umzublicken getraut), weiterlaufen und wandte sich dann, noch immer hinter ihr stehend, der anderen, der älteren Bauersfrau zu.

»Liebe Frau«, fragte er erneut, »was um Gottes Willen habt ihr zwei hier eben eigentlich getrieben?«

Natürlich glaubte sie ihm trotz seiner sanften Stimme seine Sanftheit nicht, vielmehr war sie überzeugt davon, es mit einem Parteifunktionär zu tun zu haben oder mit einem von der Staatspolizei aus der Stadt, denn was hätte jemand, dessen Stimme sie nicht kannte, sonst schon sein können?

Doch drehte sie sich aus Mut und Verachtung noch nicht einmal um. »Was wir getrieben haben?« wiederholte sie. »Warum 'haben'? Ich treibe es ja auch jetzt noch. Und bitte stören Sie mich nicht dabei!« Aber selbst diese beinahe frechen Worte schien sie nicht an ihn zu richten, sondern wieder an die Holzfigur. *»Gebetet haben wir natürlich. «*

Jesus konnte ihrer Tapferkeit und ihrer Verachtung einen gewissen Respekt nicht versagen. »Und um *was* habt ihr gebetet?«

»Darum«, antwortete sie (für Jesu Ohren rätselhaft), *»daß wir immer weiter zu ihm beten und ihn immer weiter anbeten dürfen.«*

Diese Antwort entsetzte ihn nun aufs tiefste. In der Tat stand er auch jetzt noch, nachdem sie ihre Antwort abgeliefert, vorgebeugt, so als hielte er es für ausgeschlossen, richtig gehört zu haben.

Sie aber blieb unbekümmert ausgestreckt, würdigte ihn keines Blickes und bemurmelte weiter das Bildnis.

»Ihn?« wiederholte er schließlich, *»ihn anbeten zu dürfen?«*

»Wen denn sonst?« antwortete sie, wiederum frech und töricht und tapfer in Richtung auf die Holzfigur. Und dann hatte sie sogar die Frechheit zuzufügen: »Schämen sollten Sie sich ! «

Ihre Kühnheit ist immerhin ebensogroß wie ihre Torheit, dachte er nicht ohne eine gewisse Sympathie. »Dieses Stück Holz«, fragte er dann, wieder ernst geworden, »betest du wirklich an? Dieses menschengemachte und bunt angestrichene Stück Fichtenholz willst du weiter anbeten? Und anbeten dürfen?

»Was heißt 'dürfen'?«

»Und das anzubeten verteidigst du sogar? Sogar als dein Recht?«

»Sogar als mein heiliges Recht«, ergänzte sie, immer noch ebenso tapfer wie töricht. Solche Blasphemie, fand sie, war ihr noch niemals zu Ohren gekommen. Selbst aus offiziellem Munde niemals. Selbst aus dem staatlichen Rundfunk niemals. »Dieses Holz«, erklärte sie dann stur dem, wie sie meinte, sturen Beamten, »ist mehr als ein Stück Holz. Aber *Sie* können das natürlich nicht verstehen!« Und um die Wahrheit ihrer Worte zu bekräftigen – denn was man küßt, kann nicht ein nur totes Ding sein – drückt sie ihre Lippen auf die roten Wundmale des durchbohrten Holzfußes .

Da verdeckte Jesus seine Augen. Denn das mitanzusehen, war zuviel für ihn. Und erst nach einer langen Pause des Nachdenkens fragte er sie: »Liebe Frau, hast du niemals etwas von den Zehn Geboten gehört?«

»O ja!« rief sie da, und das klang sowohl schlau als triumphierend, denn sie redete es sich ein, nun Oberwasser zu gewinnen. »Aber daß *Sie* von denen zu reden wagen! Allerhand! Wo ihr es ja selbst den Kindern nicht mehr erlaubt, die Zehn Gebote in der Schule zu lernen!«

»Und *du* hast sie in der Schule noch gelernt?«

»Aber natürlich!« rief sie da, noch immer fröhlich, »sogar auswendig!« Und sie küßte, wie um ihrer Position Nachdruck zu verleihen, die roten Wundmale noch einmal.

Jesus schien einen Augenblick lang schwach zu werden, denn er geriet ins Sinnen. »Auch ich«, verriet er ihr dann, »auch ich habe sie natürlich als Kind auswendig gelernt.«

»Sieh mal einer an!« rief sie da erstaunt. »Von wem denn? Und wo ist denn das gewesen? Und wann? Wohl noch vor dem Hitlerkrieg?«

»Ohja«, bestätigte er, »wo *war* denn das gewesen, solltet ihr lieber fragen, denn das liegt schon sehr lange zurück.«

»Und wo?«

»Dort, wo meine junge Mutter gelebt hatte.«

»Und wo hattet ihr gelebt?«

»Ziemlich weit entfernt von hier. So weit sogar, daß sie noch nicht einmal gewußt hat, daß es diese Gegend hier gibt.«

«Sie meinen: diese Rübenfelder bei Czenstochow?«

»Nicht nur. Sondern Polen.« Und er wagte sich sogar so weit vor, daß er enigmatisch hinzufügte: »Die Königin Ihres Landes ist sie freilich nicht gewesen, liebe Frau ! «

Diese Bemerkung kam der tapferen Bauersfrau, obwohl sie sie nicht ganz verstand, doch ungeheuer unverschämt vor. Denn etwas anderes als ihre schwarze Madonna von Czenstochow, die Regina Poloniae hatte der Mann ja mit dem Ausdruck »Königin Ihres Landes« nicht meinen können. Und da er diesen Ausdruck offensichtlich höhnisch verwendet hatte, war sie nun endgültig davon überzeugt, daß er ein Mann von der gottlosen Gottlosenbewegung war oder ein Parteifunktionär oder einer von der Staatspolizei. Und so vertrotzte sie sich nun vollends.

»Aber wir waren ja bei den Zehn Geboten gewesen«, nahm er sanft den Faden wieder auf. »Kannst Du Dich nicht daran erinnern, wie das *Zweite Gebot* gelautet hatte?«

»Ich bin kein Schulkind mehr«, antwortete sie würdig und jedes Wort akzentuierend, aber auch böse und zwar deshalb, weil sie sich tatsächlich nicht mehr erinnern konnte. »Und *Sie«,* schloß sie, »geht das überhaupt nichts an!«

Daß Torheit und Würde in der Sache so nahe beieinander wohnen können, das entmutigte Jesus tief. Und erst nach einer neuen Pause erklärte er – nun aber war seine Stimme metallen: *»Das zweite Gebot, das wir beide« – »wir* beide« sagte er trotz allem freundschaftlich – »in *der Schule gelernt haben, hatte gelautet: Du sollst Dir kein Bildnis machen und keinerlei Gestalt. «*

»Richtig!« rief sie da, plötzlich beinahe fröhlich, jedenfalls froh darüber, den alten Wortlaut nach so vielen Jahren wieder zu hören. Wenn auch ihr Ausruf wieder demjenigen zu gelten schien, der nur als »Bild und Gestalt« vor ihr hing.

Da gab Jesus seinen Versuch auf. »Es ist wohl ganz gut, liebe Frau«, schloß er tonlos, »daß du dich während unseres Gespräches kein einzigesmal umgeblickt hast. Sonst wäre es dir vielleicht so ergangen wie Loths Frau. Ode: so wie Deiner Nachbarin, die kreischend vor mir fortgelaufen ist.«

Aber auch für *ihn* war das vielleicht gut. Denn wenn die Bauersfrau sich aus Neugierde umgedreht hätte, um ihren Gesprächspartner zu sehen, dann hätte *er* entdecken müssen, daß ein Bildnis seines Leichnams auch an ihrem Halse hing, eine zweite, wenn auch winzige Gestalt, ein Leib, dessen Brust, von den Armen kaum noch gehalten, qualvoll nach vorne überfiel. Und *noch* ein Bildnis seiner selbst zu entdecken, das hätte er wohl nicht ausgehalten.

Konkret 02/85, S. 42

Andreas Juhnke

Abschüsse

Die bundesdeutsch Polizei observiert immer gleich fleißig für die CIA

Wo immer auch, – ob im Griechenland der Obristen; in der Türkei oder in El Salvador gegen die fortschrittliche Opposition vorgegangen wird, liefern die USA umfangreiche Informationen über die zu liquidierenden Frauen und Männer. Wenn beispielsweise Roberto D'Aubuissson in Salvador seine Fernsehansprachen hält, müssen danach Gewerkschaftsführer, Priester, Akademiker, Führer der Bauernbewegung, Studenten, Freiberufler, Regierungsbeamte, und Christdemokraten um ihr Leben fürchten. »Wenn wir eine Person erwähnten, pflegten sie sie leider zu erschießen«, berichtete ein enger Mitarbeiter D'Aubuissons dem US-amerikanischen Journalisten Allan Nairn. »Die Beweise, die er vorlegte, waren Photos und Dokumente, die die CIA vorbereitet hatte,« stammten aus den weltweiten Sammlungen des CIA. Auch in der Bundesrepublik entgeht kaum ein Ereignis den US-Diensten.

»Mehrfach wöchentlich«, gab der Hamburger SPD-Senat zu, werden seit 1969 von den 'Staatsschutz'-Abteilungen der Polizeien und den Landesämtern für Verfassungsschutz »Informationsberichte« verfaßt, in denen minuziös politische Ereignisse und, wenn möglich, die daran beteiligten Personen aufgelistet werden: Demonstrationen, Protestaktionen, Hausbesetzungen, Prozesse, Flugblätter oder Plakate – nichts ist den Polizeibeamten und Verfassungsschützern zu gering, um es ausführlich in ihren Lageberichten zu dokumentieren. Flugblätter, Parolen, Teilnehmerzahlen, Marschrouten und Veranstaltungsorte finden sich darin ebenso, wie die Namen der Anmelder oder Personalangaben über Frauen und Männer, deren Daten wegen des Verdachts einer Straftat protokolliert wurden.

Empfänger dieser Berichte sind nach Angaben des ehemaligen Hamburger Innensenators Alfons Pawelczyk (SPD): Bundeskriminalamt (BKA), Landeskriminalämter (LKAs), Militärischer Abschirmdienst (MAD), Bundesnachrichtendienst (BND), Bundesamt für den Verfassungsschutz (BfV), Landesämter für den Verfassungsschutz (LfV), die Staatsanwaltschaft, die zivilen Geheimdienste der USA, die militärischen Geheimdienste der USA, Großbritanniens und Frankreichs sowie die NATO-Verbindungsstellen in der Bundesrepublik. Insgesamt 85 Exemplare dieser Informationsberichte versendet pro Ausgabe allein Hamburg. Alle anderen Bundesländer erstellen und versenden gleiche Lageberichte über ihren Zuständigkeitsbereich, in Westberlin und Schleswig-Holstein werden sie allerdings nicht von der Polizei, sondern von den Verfassungsschützern verfaßt.

Publik wurde diese gigantische Daten-Übermittlung, als im Frühsommer dem Periodikum des 'Kommunistischen Bundes', *Arbeiterkampf,* zwei Exemplare aus der Post an das Hamburger US-Konsulat zugespielt wurden. Das dort untergebrachte 'Office of Coordinator and Special Advisor', Titel des in jeder US-Vertretung untergebrachten CIA-Büros, wurde von der Hamburger Polizei informiert, daß sich 7.400 Personen zur 1.Mai-Demonstration versammelt hatten, daß die Abschluß-Reden »nur geringfügig durch Pfiffe, Trommeln und Singen von ausländischen Gruppierungen gestört« worden wären, daß ein »sozialrevolutionärer Block« mitgelaufen wäre und Scheiben an vier Banken eingeworfen hätte. Zur besseren Übersicht der CIA-Schnüffler über die Diskussion in der Gewerkschaft fanden sich als Fotokopien die Flugblätter von IG-Metall und IG Druck und Papier zur 35-Stunden-Woche. Weiter erfuhren die CIA-Agenten, welche beiden Männer in der Nacht vor dem 1. Mai Plakate für den »sozialrevolutionären Block« geklebt hatten. Auch die Demonstration Hamburger Frauen zur Walpurgisnacht wurde ausführlich erwähnt, ebenso wie eine symbolische Hausbesetzung am Nachmittag des 1. Mai. Die Beteiligten fanden sich namentlich erwähnt, mit Geburtsdatum und -ort, im Anhang des Berichts, ebenso die Namen zweier Männer, die während einer Debatte im Hamburger Parlament Flugblätter vom Balkon auf die Abgeordneten hinuntergeworfen hatten. Gegen keine der im Bericht aufgeführten Personen ist ein Strafverfahren eingeleitet worden.

Nach Angaben der ertappten Innenminister und Senatoren in Bund und Ländern ist das Zusatzabkommen zum NATO-Truppenstatut vom 3. August 1959 dafür Rechtsgrundlage. Dort werden die »Verpflichtungen« zur »gegenseitigen Unterstützung« der Unterzeichner-Staaten festgelegt, »insbesondere« bezogen »auf die Förderung und Wahrung der Sicherheit sowie den Schutz des Vermögens der Bundesrepublik, der Entsendestaaten und der Truppen«, wie es im Artikel 3 des Abkommens heißt. Dabei wird »namentlich« an »die Sammlung, den Austausch und den Schutz aller Nachrichten« gedacht, »die für diese Zwecke von Bedeutung sind«.

Wie es zu der heute praktizierten exzessiven Auslegung des Artikels kam, liegt noch im Dunkeln. Geheim sind die Protokolle der Länder-Innenminister, die auf ihren regelmäßigen Konferenzen die Details geregelt haben müssen, geheim sind die näheren Vereinbarungen zwischen bundesdeutschen und ausländischen Diensten, nicht länger geheim sind die Pläne, die von der Abteilung Öffentliche Sicherheit der US-amerikanischen Auslandshilfe-Behörde 1967 entwickelt wurden. Wieder war es Allan Nairn, der für die US-Zeitschrift »The Progressive« enthüllte, daß damals »Untersuchungsmethoden zur Feststellung krimineller und/oder subversiv tätiger Personen oder Organisationen und Neutralisierung ihrer Aktivitäten« für 33 Länder entwickelt wurden. »Dazu bedarf es sorgfältig abgestimmter Bemühungen zwischen den Ermittlungsinstanzen und der regulären Polizei«, heißt

es.

Bis heute halten diese »Bemühungen« an. Im Abschluß-Kommuniqué des Londoner Weltwirtschafts-Gipfels im Juni '84 ließ sich die Reagan-Regierung festschreiben, daß die Teilnehmer-Staaten, »eine engere Koordination und Kooperation zwischen Polizei und Staatssicherheits-Organen« anstreben, besonders »für den Austausch von Informationen, nachrichtendienstlichen Erkenntnissen und technischem Wissen«.

Fälle, in denen bundesdeutsche Datenlieferungen verwendet wurden, sind bisher nur punktuell bekannt geworden. Eine Frau, die bei dem US-Überfall auf Grenada sistiert wurde, bekam bei ihrer Vernehmung durch CIA-Mitarbeiter westdeutsches Verfassungsschutz-Material vorgehalten, der Journalistin Gaby Weber verweigerte das Berliner Konsulat mit Hinweis auf ihre Mitarbeit in einer linken Organisation 1983 ein Visum für die USA. Ein anderer Journalist, der sich längere Zeit in den USA aufhalten wollte, wurde von der Einwanderungsbehörde mit Material des bayrischen Landeskriminalamts konfrontiert, das über das 'Office of Coordinator and Special Advisor' im Münchener Konsulat weitergeleitet worden war.

Weit gravierendere Folgen dürften die Daten-Übermittlungen gehabt haben, die die Bundesrepublik über Griechen während der Junta-Zeit, Iraner während der Schah-Zeit, Portugiesen während der Diktatur oder Türken seit dem Militär-Putsch in die Kanäle fließen ließ.

»Weder bestätigen noch dementieren« will die CIA die »Existenz oder Nicht-Existenz« von Sammlungen auf Grund bundesdeutscher Berichte, eine Information darüber würde »geheimdienstliche Quellen und Methoden« offenlegen: Bedingt mitteilungsfreudiger war das Hamburger US-Konsulat, das die Berichte als »Ausdruck der guten Beziehungen zwischen beiden Ländern« verstanden wissen will, die Bestandteil des »regen Informationsaustauschs zwischen beiden Regierungen« sind.

»Keine Möglichkeit« sieht der Hamburger Datenschutzbeauftragte Claus Henning Schapper, »die Verwendung von Daten, die den Geltungsbereich der deutschen Gesetze verlassen, nachzuprüfen und zu kontrollieren«. »Präzise und restriktiv« sollte das in Zukunft geregelt werden. Der Bundesregierung ist das alles kein Problem. Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann ließ wissen, daß die Empfänger die Lageberichte »in eigener Zuständigkeit und Verantwortung« auswerten dürfen, weil ein »rechtswidriger Gebrauch nicht zu befürchten ist.«

Wie wenig schon die Verwendung der Daten im Inland einer öffentlichen Überprüfung standhält, wurde beim MAD und dem BKA deutlich, beide gleichfalls Empfänger der Berichte. Der MAD speiste unter anderem damit seine berüchtigte »Zersetzerkartei«, auf die 1982 der damalige Bundesdatenschützer Hans Peter Bull stieß. Vom Präsidenten des »Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger«, Reinhold Neven DuMont, bis zur FDP-Politikerin Helga Schuchardt waren bei dem eigentlich nur für den Bundeswehr-Bericht zuständigen Militär-Geheimdienst 50.000 Bundes-Bürger erfaßt. Das Bundeskriminalamt hat es sogar auf 200.000 Datensätze gebracht, die unter dem Stichwort 'Staatsschutz' elektronisch abgeheftet sind. Gössner/Herzog haben in ihrem Buch »Im Schatten des Rechts« einen Geheimbericht von Bull-Nachfolger Baumann zitiert, der in dieser Datei 100.000 Fälle entdeckte, die von »rechtswegen« nicht darin sein dürften. Doch der Rechtsweg ist hier ausgeschlossen. »97 Prozent aller Anfragen zu den Geheimdiensten werden nicht beantwortet«, heißt es beim Bundes-Datenschützer.

Die SPD sieht das Problem je nach ihrer Rolle in den Länder-Parlamenten. Die in Schleswig-Holstein oppositionelle SPD nennt die Datenübermittlung ein »fragwürdiges Verfahren«, im benachbarten Hamburg, wo die Sozialdemokraten die Regierung stellen, heißt es schlicht »richtig« und »wichtig«. »Der Senat hat keinen Anlaß, an der Einhaltung der Zweckbindung und der Beachtung der rechtlichen Bestimmungen durch die Empfängerdienststellen zu zweifeln«, antwortete man auf eine GAL-Anfrage.

Wie weit gerade von den Sozialdemokraten die grundgesetzlich geforderte Trennung zwischen Geheimdiensten und Polizei aufgehoben wurde, enthüllen das Beispiel des BKA-Staatsschutz-Speichers und die 1973 verfaßte Grundlage für die Übermittlung der Daten aus den Beständen der Polizei an die Dienste. Das BKA hat seine 'Staatsschutz' Sammlung im Verfassungsschutz-Computer NADIS untergebracht, wo Direkt-Zugriffe wechselseitig möglich sind.

Die »Zusammenarbeitsrichtlinien« der Verfassungsschutzämter, des BND, MAD sowie der Staatsschutz-Polizei und der Staatsanwaltschaft regeln sogar die jederzeitige Entmachtung der Strafverfolger, wenn die Dienste das wünschen. »Halten Verfassungsschutzbehörden, Bundesnachrichtendienst oder Militärischer Abschirmdienst aus operativen oder sonst gewichtigen Gründen einen Aufschub der polizeilichen Ermittlungstätigkeit für geboten«, heißt es in den »Richtlinien«, »so setzen sie sich unmittelbar mit der zuständigen Staatsanwaltschaft in Verbindung und verständigen hiervon unverzüglich die Polizei. Diese hält auf Weisung der Staatsanwaltschaft mit den weiteren Ermittlungen inne«. Und für die Informationsdienste gilt, daß die Polizei »im Interesse eines wirksamen Staatsschutzes zu vertrauensvoller Zusammenarbeit verpflichtet« ist, festgeschrieben im Paragraph vier dieses Übereinkommens. »Hinweise, Wahrnehmungen und Erkenntnisse« sollen weitergegeben werden. »Auch in Zweifelsfällen ist stets zu unterrichten.«

Mit diesen »Richtlinien«, die niemals durch eine parlamentarische Debatte, geschweige denn eine öffentliche Diskussion gegangen sind ist für alle Beteiligten das Versenden der Informationsberichte ausreichend legitimiert.

Die Listen der Oppositionellen lagen in El Salvador bereit, die Listen lagen in der Türkei bereit. Die Listen liegen auch über die Bundesrepublik Deutschland bereit.

Konkret 02/85, S. 46

Wolfgang Förster

Geöffnete Gebiete
China für Individualreisende

Hierzulande ist das insgeheime oder auch offene Begehren, China zu sehen, zu bereisen, zu erfahren mindestens so groß wie das Land selbst. China hat sich diesem Begehren mehr und mehr geöffnet. Wer kann, der kann jetzt auch alleine reisen. Man muß nur wissen, wie man es anstellt. Einige Tips.

Anreise

Im Prinzip zwei Möglichkeiten:

Mit der Transsibirischen Eisenbahn (zweimal wöchentlich von Moskau: Dienstag ein chinesischer Zug über die Mongolei – dauert 5 1/2 Tage, Freitag ein sowjetischer Zug über die Mandschurei – dauert 6 1/2 Tage).

Am billigsten ist es, die Karten beim ungarischen Reisebüro zu kaufen, abholen muß man sie allerdings dann in Budapest. Fahrpreis 2. Klasse (4-Bett-Abteile): Moskau – Peking ca. 130,- DM, Budapest – Peking ca. 200,- DM. Dazu kommen noch die Kosten für eine Übernachtung in Moskau und diverse Visagebühren.

Mit dem Flugzeug über Hongkong (derzeit am billigsten: ALIA bis Bangkok, von dort China-Airlines, zweimal wöchentlich mit Großraumflugzeugen, Hin-und-zurück-Preis ca. 2800,- DM.

In jedem Fall sollte man für die Sommermonate mindestens zwei Monate vorher buchen, besonders die Transsib ist bald ausgebucht.

Einreise

Von Hongkong unproblematisch mit Schiff oder Zug nach Kanton. Grenzkontrolle schnell und unbürokratisch. Es empfiehlt sich, ein gültiges Impfzeugnis mitzuhaben (Malaria, Cholera, Polio). An der Grenze kann man auch Geld wechseln. Das Visum berechtigt zum Aufenthalt in ca. 30 Städten, doch werden laufend neue Gebiete für Ausländer geöffnet. Sollte man in eine auf der mitgelieferten Liste nicht genannte Stadt wollen, sucht man in einem beliebigen Security-Office (in einer »offenen« Stadt) um ein Permit an. Falls das gewünschte Gebiet nicht ausdrücklich gesperrt ist (wie z.B. Tibet), bekommt man das Permit sofort. An der gleichen Stelle kann man eine Visumsverlängerung beantragen, da man das Visum zuerst für maximal vier Wochen erhält (Verlängerung bis zu zwei Monaten offenbar durchaus üblich).

Visum

Galt es lange Zeit als die einfachste Möglichkeit, das Visum durch ein Reisebüro in Hongkong besorgen zu lassen, so hat China selbst seit Ende des vergangenen Jahres die einst immer noch sehr mühselige Prozedur wesentlich vereinfacht. Nach einer Meldung der französischen Nachrichtenagentur afp werden die Visa für Touristen jetzt direkt an der Grenze oder auf dem Pekinger Flughafen von den chinesischen Behörden ausgestellt. Das Visum hat eine Gültigkeit von einem Monat. Es kann allerdings verlängert werden. Nicht geklärt ist bis jetzt jedoch, wie man nun an die Transitvisa der UdSSR und der Mongolei kommt. Bislang galt nämlich, daß die beiden Staaten Transitvisa erst ausstellen, wenn man ein chinesisches Aufenthaltsvisum vorweisen konnte.

Hotels

Man muß in der Regel in »Ausländerhotels« übernachten. Die Preise schwanken stark (billige Hotels etwa 5,- Yuan für ein Bett im dormitory, 25,- bis 50,- für ein Doppelzimmer mit Bad). In Peking liegen die Preise immer deutlich höher. Wichtig: Nur in Peking muß man vorher das CITS (Staatliche Touristenbüro) aufsuchen und sich in eine Hotelliste eintragen. Nur mit dieser Eintragung kann man sich dann selbst auf die Zimmersuche begeben. (In allen anderen Fällen ist vom CITS eher abzuraten: unfreundlich, inkompetent und teuer).

Im übrigen sind alle Hotels sehr sauber, d.h. man kann ruhig die billigeren nehmen. Da innerhalb eines Hotels oft alle Klassen vom dormitory bis zur Luxussuite angeboten werden, versucht man an der Rezeption oft, zuerst die teuren Zimmer zu belegen. In diesem Fall helfen – wie immer in China – nur unendliche Geduld und Freundlichkeit.

Sprache

Sicher das Hauptproblem, da nur wenige Chinesen Englisch sprechen. Man sollte unbedingt einen kleinen Sprachführer (z.B. Langenscheidt) mithaben. Ansonsten hilft folgender Trick: Wann immer man einen Englischkundigen (am besten einen Hongkong-Chinesen) trifft, läßt man sich alles aufschreiben, was man in den nächsten Stunden oder Tagen braucht

(Hotel, Tickets etc.). Stadtpläne gibt es meistens in Englisch und Chinesisch, man sollte unbedingt beide Ausgaben kaufen. In Hongkong gibt es auch eine zweisprachige China-Karte.

Bahnfahren

Lustig, aber anstrengend. Es gibt drei Klassen: »Hard Seater«, »Hard Sleeper« und »Soft Sleeper«, auf einigen Strecken außerdem »Soft Seater«. Die weiche Klasse entspricht etwa unserem Schlafwagen, ist aber ziemlich teuer und schwer zu bekommen. »Hard Sleeper« – ähnlich unseren Liegewagen, aber zum Gang hin offen – bekommt man relativ leicht. Falls am Bahnhof ausverkauft, besteht oft noch die Möglichkeit, im Zug restliche Schlafplätze zu bekommen und entsprechend aufzuzahlen. Die Sitzwaggons sind fast immer schrecklich überfüllt, aber für eine Tagesfahrt ganz unterhaltsam. Auch die Züge sind sehr gepflegt und sauber .

Als Ausländer hat man es übrigens etwas leichter zu einer Karte zu kommen: In größeren Bahnhöfen gibt es oft eigene Schalter (und Wartesäle!) für Ausländer, ansonsten macht man es wie die Chinesen: Man drängt und boxt solange, bis man vorne ist. Vorteil: Chinesen sind meist einen Kopf kleiner als wir. Nachteil: Sie sind im Drängen zweifellos geübter... Als Ausländer bezahlt man übrigens rund das Doppelte des Inländerpreises .

Ungefähre Bahnpreise (hängen aber von der Entfernung ab, d.h.: je länger, desto billiger): Hard Seater 5 Pfennig/km; Hard Sleeper 9 Pfennig/km und Soft Sleeper 13 Pfennig/km.

Vor dem Fahrkartenkauf sollte man unbedingt die Zugnummer wissen (erfährt man im Touristenbüro oder aus dem chinesischen Zugfahrplan), nachher unbedingt Zugnummer und Datum auf der Karte kontrollieren, Irrtümer sind häufig! Mit der Zugnummer findet man dann auch die richtige Warteschlange vor dem Bahnhofsgebäude. Ab dort kann man dann nur noch Ellenbogen einsetzen.

Im Zug gibt es einen Speisewagen (gut und billig), außerdem ganz billige Gerichte in Pappbehältern (werden mehrmals täglich verkauft). Heißes Wasser ist stets vorhanden. Züge sind sehr pünktlich.

Busfahren

Für längere Strecken eher abzuraten, da die Straßen schmal und überlastet sind. Im Stadtverkehr kann man die Busse benützen, falls man das System durchschaut und nicht an Klaustrophobie leidet. Die Intervalle sind meist nicht länger als zwei bis drei Minuten.

Fliegen

Für manche Strecken (z. B. Xian-Chongqing oder Kweilin-Kanton) durchaus anzuraten, da die Flugstrecke wesentlich kürzer ist als die Bahnstrecke. Dadurch kostet ein Flug oft nicht mehr als die gleiche Route im »Hard Sleeper«. Aber: Die Buchung ist im Voraus (d.h . von einer anderen Stadt) meist nicht möglich, da die chinesische Fluggesellschaft (CAAC) keine Computer hat. Für Ausländer kostet der Flugkilometer ca. 16 Pfennige.

Taxis

Ziemlich teuer, mit Gepäck aber oft die einzige Möglichkeit . Unbedingt den Fahrpreis vorher ausmachen, da es fast nie einen funktionierenden Taxometer gibt. Für eine Fahrstrecke von drei Kilometer muß man mit sechs Mark rechnen, es gibt aber große regionale Unterschiede: Am billigsten sind die Taxis in Shanghai, am teuersten in »kleinen« Städten (das sind in China Städte mit 1-3 Millionen Einwohnern . . .)

Schiff

Mehrmals wöchentlich Verbindungen zwischen Hongkong und Shanghai, mehrmals täglich zwischen Hongkong und Kanton. Besonders beliebt ist die 2 1/2 tägige Flußfahrt auf dem Yangtsekiang zwischen Chongqing und Wuhan (Fahrpreis je nach Klasse zwischen 35 und 145 Mark), das Ticket bekommt man (mit Geduld und etwas Glück) im Touristenbüro in Chongqing .

Geld

I Yuan = 10 Jiao = 100 Fen (ca. 1,30DM).Aber ganz so einfach ist es nicht: Für Ausländer gibt es nämlich eigenes Geld (FEC = Foreign Exchange Certificate). Bahn- und Flugschalter, Hotels, viele Restaurants sowie die »Friendship Stores« (eigene Läden für Ausländer mit einem etwas besseren Warenangebot) nehmen ausschließlich FEC. Umgekehrt: In etwas entlegeneren Gegenden kennt man dieses Geld gar nicht. Fazit: Man muß beide Sorten mit sich tragen .

Essen

Sauber, vielfältig und sehr reichhaltig. Die Essensgewohnheiten sind aber ungewohnt. Man spuckt die Reste, Knochen etc. ungeniert auf den Tisch.

In billigen Restaurants muß man vor dem Essen am Eingang Bons kaufen, für Sprachunkundige eine ziemliche Barriere. Wir haben das Problem so gelöst: Von Tisch zu Tisch gehen und die gewünschten Speisen aufschreiben lassen, dann erst am Eingang bezahlen. Ein billiges Essen mit zwei bis drei Gängen kostet bis zu drei Mark, in besseren Restaurants (ohne Bons, dafür mit englischer Speisekarte) etwa acht Mark. Luxusrestaurants wie die Pekinger Entenrestaurants kosten aber im Ausländerviertel von 40 Mark aufwärts.

Chinesen

Sehr freundlich und hilfsbereit, außer wenn sie sich überfordert fühlen (was beim Umgang mit Ausländern eher schnell eintreten kann). In diesem Fall hilft nur sehr viel Geduld. Da Touristen in den meisten Gebieten noch selten sind, reagieren die Leute auf Alleinreisende mit großer Neugier – allein fühlt man sich mit Sicherheit nie in China. Auffallend ist auch die Ehrlichkeit der Chinesen, was z. B. beim Bezahlen in Restaurants ein Vorteil ist – das Wechselgeld stimmt immer, auch wenn man nicht so schnell nachrechnen kann. Trinkgelder sind übrigens (noch?) unbekannt.

Klima

In den Sommermonaten sehr heiß (vor allem im Süden), hohe Luftfeuchtigkeit, relativ oft bedeckt und kürzere Regengüsse. Man sollte unbedingt Regenschutz mitnehmen. Ansonsten genügt wenig und leichte Kleidung. Man kann in fast allen Hotels problemlos waschen lassen.

Reiseführer

»China off the beaten track« (amerikanischer Reiseführer, speziell für Individualreisende) »China für Einzelreisende« (Reiner Bornemann, Conrad Stein-Verlag, Kiel 1984) »Der China-Reiseführer« (Arne J. de Keijzer/Frederic M. Kaplan, China-Verlag, Frankfurt/M. 1984, historisch und kulturhistorisch viel besser als die »alternativen« Führer, ansonsten eher für betuchte Reisende)

Konkret 02/85, S. 53

Günter Amendt

Mein kulturelle Alltag

Kultur, wenn damit die Werke der Literatur, der Musik und der bildenden Kunst gemeint sind, erlebe ich wie ein Behinderter, der an olympischen Spielen teilnimmt: Ich hinke immer hinterher.

Ich habe das Privileg einer systematisch fundierten Bildung nicht erfahren. In diesem Sinne gebildeten Menschen bin ich nur in der Bourgeoisie und unter Kommunisten begegnet; hier besonders drüben in der DDR.

Interesse am »kulturellen Leben« teilzunehmen, habe ich nicht. Ich wüßte nicht, wo dieses stattfände.

Eine künstlerische Avantgarde sehe ich nicht, weil ich keine radikale gesellschaftliche Bewegung sehe, von der diese Speerspitzé sein könnte.

Mich interessieren die Bedingungen, unter denen Kultur entsteht und die Interessen, unter denen sie verwertet wird.

Neuem bin ich aufgeschlossen. Neu ist für mich, was für mich neu ist. Manches ist mir so entgangen. Manches ist mir so erspart geblieben.

Angst, etwas zu verpassen kenne ich nicht, Angst, Zeit zu vergeuden umso mehr. Zeit ist für einen freien Unternehmer, der ich als mehrwertsteuerpflichtiger Kulturschaffender bin, money.

Als Kritiker habe ich nicht den Ehrgeiz, irgendwas oder irgendwen zu entdecken. Ich weiß, daß jede Entdeckung auch etwas zudeckt. Schallplattenkataloge studiere ich ohne Hektik, Buchprospekte ohne Panik, Sellerlisten nehme ich nicht zur Kenntnis.

Wenn ich auf etwas stoße, bin ich meist drauf gestoßen worden. Ich folge Empfehlungen. Je mehr ich von denen weiß, die mir etwas empfehlen, desto größer ist mein Interesse an dem, was sie mir empfehlen. Befriedigung verschafft mir, wenn jemand, dem ich etwas zu lesen, zu hören oder zu sehen nahegelegt habe, sagt, er sei meiner Anregung gefolgt und habe es nicht bereut.

Manchen Film habe ich nur in der Reprise gesehen, Bob Dylan bin ich erst auf Highway 61 begegnet, Bert Brecht in Frankfurt, als er von der dortigen CDU-Mafia boykottiert wurde und Thomas Mann während meines coming out. Marx und Engels habe ich in der Schule kennengelernt. Da hatte ich eine Lehre bereits hinter mir. Die Schule war der »zweite Bildungsweg«. Thema waren nicht die philosophischen Frühschriften sondern »Lohnarbeit und Kapital«. Das hatte etwas mit meinen Erfahrungen zu tun.

Ich bin ein Anhänger der Straßenverkehrsordnung und gelte als besonnener Autofahrer.

Wenn ich lese, lese ich süchtig. Im Augenblick lese ich von Dieter Noll »Die Abenteuer des Werner Holt«, zu Beginn der 60er Jahre in der DDR erschienen. Der Tischler, der mir ein Bett gebaut hat, liest den Roman. Ich habe seine Arbeit gesehen, jetzt will ich wissen, was ihn beschäftigt, wenn er nicht arbeitet.

In meinem wissenschaftlichen Fachgebiet immer auf der Höhe zu bleiben, habe ich aufgegeben, weil das außerhalb wissenschaftlicher Institutionen, von denen man mich ausgeschlossen hat, auf Dauer nicht möglich ist.

Ein Programm für das, was ich in den folgenden KONKRET-Heften tun werde, besitze ich nicht. Ich werde die Chance nützen, Autoren, die ich schätze, zu Themen, die mich interessieren, schreiben zu lassen und die Bilder von Malern, Grafikern und Fotographen zu zeigen, deren Arbeiten mir gefallen und mich beschäftigen. Ich höre weit, ich sehe fern, mit dem Weltall bin ich nicht in Fühlung. Eine typische Handbewegung: Die Betätigung der Wasserspülung.

Konkret 02/85, S. 54

Günter Amendt

Drogeneinkäufer gesucht

Zur Sozialphilosophie der 80er Jahre

Die neuen Zahlen sind raus. Man wartet und denkt, da muß noch was kommen. Doch nichts rührt sich. Keine der Institutionen, die sich gewohnheitsmäßig und postwendend an die Interpretation der jeweils neuesten Leichenstatistik aus dem Fixermilieu macht, scheint sich angesprochen zu fühlen. Niemand scheint es für nötig zu halten, wenigstens das alljährliche Ritual der Verharmlosung und Beschwichtigung in Gang zu setzen.

Nun war diese Todesstatistik nie von besonderer Aussagekraft. Im Gegenteil: In ihrer Fixierung auf Heroinabhängige trug sie unbeirrt Jahr für Jahr zur öffentlichen Irreführung bei.

Es ist irreführend, nur von Heroin zerstörtes Menschenleben unter der Rubrik »Drogentote« zu erfassen und von Alkohol und Nikotin vernichtetes und von chemischen Suchtstoffen zugrundegerichtetes Leben nicht einzubeziehen. Eine Statistik, die das wirkliche Ausmaß des Drogenproblems deutlich machen will, müßte zudem auch alkoholbedingte Verkehrsunfälle sowie unter Einwirkung von Alkohol und Psychopharmaka verursachte Betriebsunfälle, wie auch Haushaltsunfälle und natürlich Suicide einbeziehen.

Aber selbst als Teilstatistik sagt die jährliche Todesrate von Heroinabhängigen wenig aus. Fast 500 Drogentote wurden 1983 in der BRD registriert, weit mehr als 1982, wo es nur 383 statistisch erfaßte Fälle von Heroingebrauch mit tödlichem Ausgang gab. Der Jahresabschluß 1984 verzeichnet wieder einen Rückgang, und so geht es auf und ab und ab und auf.

Nur in Kombination mit einer Handelsstatistik, die es nicht gibt und die stattdessen als Trend, aus der Kreuzung von Beschlagnahme und Kriminalstatistik hochgerechnet wird, gewinnt die Todesstatistik einen vagen Aussagewert. Wenn, was der Fall ist, die Drogenkriminalität zunimmt und die Beschlagnahmen ansteigen, dann schließen die meisten Experten auf einen gut versorgten Markt bei entsprechend guter und gleichbleibender Qualität des Stoffs. Guter Stoff senkt die Todesstatistik, wenn er über einen längeren Zeitraum verfügbar ist.

Wie immer man die Bedeutung von derart ungesicherten statistischen Aussagen auch bewerten mag, eine Wirkung vermochte bislang noch jede der jährlich veröffentlichten Todesbilanzen auszulösen. Sie lenkte die Aufmerksamkeit für einen Augenblick wenigstens auf die Lage an der Opiatdrogenfront und zwang Sozialpolitiker und Verbandsvertreter zu Stellungnahmen – wenn auch zu scheinheiligen und verlogenen. Das ist vorbei. Und das ist neu. Und dagegen regt sich kaum Widerstand.

Woher sollte der kommen? Lange Zeit kam, wenn nicht gerade Widerstand, so doch zumindest Widerspruch gegen die Praxis staatlicher Drogenpolitik aus den Institutionen, die mit den Folgen dieser Politik direkt konfrontiert sind. Heute, unter der Bedingung knapp gehaltener Mittel, sind diese Institutionen mit dem Kampf ums eigene Überleben als Institution beschäftigt. Verbissener Lobbyismus, wo man hinschaut, eifrige Kompetenzaneignung, wo man hinhört. Therapieschulen und die dazugehörigen Einrichtungen preisen in höchsten Tönen ihre ärztliche Kunst und locken mit kostengünstigen Serviceleistungen, nicht selten verknüpft mit Therapieversprechungen, die an Scharlatanerie immer näher heranrücken. Es geht um den Erhalt von Arbeitsplätzen mindestens ebenso, wie um Bestandsgarantien für Therapieplätze – und es geht um die Schaffung neuer Arbeitsplätze für Mediziner, Psychologen, Sozialarbeiter und Sozialpädagogen. Das verlangt Anpassungsfähigkeit und Anpassungsbereitschaft an jene staatlichen Instanzen, die über die Mittelverteilung schließlich entscheiden.

Unter diesen Voraussetzungen findet eine Drogendiskussion praktisch nicht mehr statt. Wer, was unweigerlich Ergebnis dieser Diskussion wäre, staatliche Drogenpolitik als Betrug und von Sozialstaatsillusionen getragene Augenwischerei darstellt, wer die Drogenfrage erst in zweiter oder dritter Linie als soziales Problem begreift, wird sich mit allen anlegen, die im Drogenbereich Kompetenz beanspruchen.

Auch Therapeuten und Sozialarbeiter, als solche oft hoch qualifiziert und motiviert, geraten schnell in Rage, wenn man sich weigert, ihnen und ihrer Arbeit zu bestätigen, sie trage zur Lösung des Drogenproblems bei. Ohne dieses falsche Bewußtsein sind die meisten in der Drogenarbeit Tätigen offenbar unfähig, ihre Arbeit zu leisten. Erwartet wird nicht eine Analyse des Drogenmarktes, einschließlich selbstverständlich der sozialpolitischen Folgen, sondern blinde Rechtfertigung einer fragwürdigen Praxis und Berufsberatung mit dem Ziel der Arbeitsplatzbeschaffung.

Es fließen viele Interessen zusammen, wenn es um Drogen geht. Bis heute ist es beispielsweise den Grünen, die in anderen Zusammenhängen keinen Nachhilfeunterricht über die Interessen der chemischen Industrie benötigen, nicht gelungen, eine klare Position in der Methadonfrage zu erarbeiten. Das ist bis zu einem gewissen Grad verständlich, wenn man bedenkt, daß Drogenabhängige und ihre Sozialarbeiterlobby in den Grünen die einzige politische Kraft mit gewissen Machtbefugnissen sehen, die ihre Interessen zu vertreten bereit und in der Lage wäre. Und so kommt aus der grünen Ecke

immer wieder die Forderung, staatliche Methadonprogramme einzuführen. Eine Forderung, die bei der Pharmalobby kaum auf Widerspruch stoßen dürfte.

So öffnete auch die in West-Berlin zuständige Sozialsenatorin dieser Forderung ihre Ohren. Wenn Frau Laurien heute von Methadonprogrammen nichts mehr wissen will, dann nicht weil sie grundsätzlich gegen die chemische Lösung der Drogenfrage ist, sondern wohl eher, weil entsprechende Erfahrungen in den USA zeigen, daß Methadonprogramme so kostengünstig nicht sind, wie lange Zeit interessierte Kreise glauben machen wollten. Methadonprogramme paßten nämlich durchaus in die gesundheitspolitischen Vorstellungen der CDU. Immerhin kam von dort die Anregung, zur Entlastung der Kassen den Gedanken der Selbstmedikation populär zu machen. Ein in der Öffentlichkeit kaum beachteter Tabubruch, der beispielsweise die bisherige Arbeit der »Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung« ad absurdum führt.

Zwei Beispiele politischer Aktivität verdeutlichen die Strategie der Bonner Rechtskoalition in der Drogenfrage: Das Bundesgesundheitsministerium macht in einer Pressemitteilung auf Änderungen im Betäubungsmittelrecht aufmerksam. Unter anderem wird darauf hingewiesen, daß von nun an neue Beschränkungen auch für Mohnkapseln in Blumengestecken gelten. Den Blüten muß künftig, bevor sie in den Handel geraten, der Suchtstoff Morphin entzogen werden.

Einige Monate zuvor – im Mai 1984 – hatte die Jahresversammlung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) fast einstimmig beschlossen, der »grenzenlosen Vermarktung von Medikamenten durch die Pharmaindustrie« einen Riegel vorzuschieben. Selbst Belgien und die Schweiz, deren Pharma-Konzerne gegen die drohende Beschränkung der Handelsfreiheit mit Medikamenten Sturm liefen, schlossen sich dieser von den skandinavischen Staaten und einigen Ländern der »Dritten Welt« eingebrachten Resolution an. Dagegen stimmten die USA. Die Bundesrepublik Deutschland enthielt sich der Stimme.

Stimmenthaltung in der nationalen Drogenfrage und Offenhaltung des Pharmamarktes im internationalen Rahmen, das ist alles, was regierungsamtlich zu erwarten ist. Das ist viel. Damit trägt die Bundesregierung entschieden zur Verlagerung des Drogenproblems in die Länder der »Dritten Welt« bei. Der Export von Psychopharmaka und anderen Medikamenten, die teilweise sogar an den hiesigen Zulassungsbedingungen gescheitert sind, in die »Dritte Welt« fördert dort die Abhängigkeit von legal produzierten und legal wie illegal gehandelten Pharmaprodukten .

Aber auch die Zunahme des Opiatdrogen- und neuerdings des Kokainhandels – volkswirtschaftlich ausgedrückt: steigende Importe von agrarischen Rohprodukten aus der »Dritten Welt« – erhöht die Suchtabhängigkeit in den Ursprungsländern selbst. Zunehmend siedeln sich Heroin- und Kokainraffinerien in den Anbauländern oder in deren unmittelbarer Nachbarschaft an. Das ist ökonomisch vorteilhaft, denn der Großhändler in den Verbraucherländern kauft das Endprodukt auf dem niederen Preisniveau der »Dritten Welt« und nicht länger auf dem hohen Preisniveau der imperialistischen Metropolen.

Ist die Droge erst im Land, findet sie dort auch ihren ersten Abnehmerkreis. Dieser Zusammenhang war idealtypisch in Italien zu studieren. Pakistan, wo von afghanischen »Freiheitskämpfern« angebautes, geerntetes und geliefertes Rohopium bzw. Morphinbase zu Heroin verarbeitet wird, wozu auch bundesdeutsche Pharmakonzerne die chemischen Substanzen bereitstellen, kannte, folgt man den Dossiers von UNO-Organisationen, bis vor einigen Jahren kein Heroinproblem. Neueste Publikationen sprechen von einem dramatischen Anstieg der Heroinabhängigkeit vor allem im Umkreis großer Städte und in der Nähe von afghanischen Flüchtlingslagern. Auch Indien wird von einer Suchtwelle heimgesucht**.**

Die hiesige Jahresbilanz 84 verzeichnet nicht nur den kontinuierlichen Anstieg des Drogenhandels insgesamt, sie stellt besonders die explosive Entwicklung des Kokainhandels heraus. Auch wird die Befürchtung geäußert, »Speed« in Form amphetaminhaltiger Drogen erobere den Drogenmarkt. In diesem Zusammenhang und zum Beweis für die These ist dem Landeskriminalamt Baden-Württemberg wieder einmal eine jener »größten Beschlagnahmeaktionen aller Zeiten« gelungen. Phenylaceton faßweise im Wert von 300 Millionen Mark wurde sichergestellt. Das sind 5,4 Tonnen eines Ausgangsprodukts zur Herstellung von speed-trips.

Kaum beachtet und in Statistiken wohl auch schwer zu erfassen, ist die Entwicklung am Trip-Markt. Ab und zu wird die Beschlagnahme von LSD-Trips bekanntgegeben. Kenner der US-amerikanischen Drogenszene kündigen unterdessen eine völlig neue Trip-Generation an. Ecstasy – eine Droge deren Existenz ich an anderer Stelle bestritten habe, was ich hiermit korrigiere – ist Vorbote dieser Entwicklung. Dabei handelt es sich um psychoaktive Substanzen, deren Wirkungsweise genau bestimmt und deren Wirkungsdauer genau eingegrenzt ist. »Nebenwirkungen« von LSD, beispielsweise der Horrortrip, sollen so chemisch ausgeschaltet werden. LSD wird der Hauch von Abenteuer genommen: trips without risks.

Im übrigen habe ich bereits zu Beginn der sogenannten Kokainwelle den Trend von Kokain zu Amphetamin, von der Luxusdroge zur Massendroge prognostiziert. Alle historischen Erfahrungen (»Speed ist die Droge von Kriegen und Krisen«) und die Kenntnis ökonomischer Gesetzmäßigkeiten, die im Drogenhandel so wirken wie überall, wo zum Zwecke der Profitmaximierung Waren produziert und gehandelt werden, haben diesen Trend vorgezeichnet. Nur in Kreisen, die es sich nicht leisten können, ökonomische Fragen mit Sentimentalität zu überlagern und mit Sozialstaatskleister zuzudecken, beginnt sich ein Bewußtsein von diesen Zusammenhängen zu entwickeln.

So veröffentlichte das in Zürich erscheinende Wirtschaftsmagazin »Bilanz« einen Artikel, der unter der romantisierenden Überschrift »Pizza Connection« nicht nur Bekanntes über den ethischen Hintergrund der Händlerorganisationen, sondern auch bis dahin zumindest im Wirtschaftsteil einer Zeitung Unbekanntes über die Rolle des internationalen Bankensystems und seine Kooperation mit dem internationalen Bandensystem brachte. Schweizer Banken spielen dabei eine herausragende Rolle. Namensnennungen allerdings sind verpönt. Als der Autor eines Fernsehfilms den Namen einer »Schweizerischen Kreditanstalt« in diesem Zusammenhang anführen wollte, wurde das Firmenkürzel mit einem Piepston überdeckt.

Fixerleichen werden auch zukünftig den sozialpolitischen Weg dieser Regierung pflastern. Pünktlich zum Jahresende auf einen Haufen zusammengerechnet, bilden sie einen Sockel oberhalb dessen sich der ökonomische Aufschwung und die geistig-moralische Erneuerung abspielen. Damit teilen sie das Schicksal der Arbeitslosen und anderer sogenannter Randgruppen. Das ist neu. Anders als vorangegangene Regierungen, die sich zumindest verbal mit diesem Zustand nicht abfinden wollten, nimmt diese Regierung die Marginalisierung ganzer Bevölkerungsgruppen bewußt in Kauf. So neu ist das nun wiederum auch nicht. Das ist ein Polit-Trip, der die Welt vergiftet, ein Horrortrip by the name of USA.

Konkret 02/85, S. 58

Frieder Kern

Deutsch für Ausländer

Die DDR-Schriftstellerin Helga Schubert liest in der BRD

Sie

hat am Fuße der Rolltreppe, in Eile, einen Mann leicht angerempelt. »Entschuldigung«, sagt sie. Der Mann reagiert nicht. Sie hastet an ihm vorbei.

»Entschuldigung«, sagt sie ein zweites Mal.

»Ich bin es gewohnt, in Deutschland mißhandelt zu werden«, bekommt sie zur Antwort.

»Und es war ein alter Mann, sehr gut angezogen«, rätselt sie, viel später noch, am Vorfall.

Sie

erinnert mich an Liesl Westermann. Daß sie Ähnlichkeit hat mit Brigitte Mohnhaupt, darauf hat sie mich gebracht. Sie selbst wurde von Zivilbeamten darauf gestoßen, nicht unsanft, alles leise und unauffällig. »Hände runter«. Empört war sie nicht, eher stolz, mit der Gesuchten im Gesichtsausdruck Ähnlichkeit zu haben und Verständnis für die Situation, es war damals, vor zwei, drei Jahren, Großfahndung in Frankfurt, Verständnis für die Situation hatte sie auch.

Sie

schreibt. Sie schreibt mit. Überall, so schreibe ich mit, schreibt sie mit. Das ist Material, Arbeitsmaterial. Es kommt aus dem Alltag. Von der Straße. Aus Amtsstuben. Aus der Nachbarschaft.

An das Material geht sie mit Schere und Tesafilm. »Ich verbrauche unendlich viel Tesafilm«, sagt sie. So entstehen ihre Erzählungen, Hörspiele, Theatertexte, Fernseh- und Filmdrehbücher. Montierte, behutsam montierte Alltagssprache. »Wir geraten ihr«, schreibt Sarah Kirsch, »wie nach ellenlangem Schwitzbad vor die Augen, wenn Hitze uns dermaßen die Poren geöffnet hat, daß die Seele hindurchsieht wie durch ein Gitter. Und sie ermuntert uns: eher lassen wir uns vom Donner erschmeißen, bevor wir uns mit Verhältnissen begnügen, die nicht menschlich sind.«

Von Ernst Jandl stammt das Motto zur Erzählung »Frühere Standpunkte«: »Das Herz trinkt mein Blut . « Marieluise Fleißer nennt sie, unaufgefordert. Nach Christa Wolf wird sie gefragt. »Man muß«, antwortet sie, »als Schriftstellerin seinen eigenen Weg finden«.

Sie

sitzt im Ratssaal von Oberursel auf dem Podest. Vor ihr ein Tisch, flankiert von zwei Stehlampen. An der holzgetäfelten Seitenwand, links von ihr, die Portraits der Präsidenten der Bundesrepublik. Die Zuhörer im angedunkelten Saal. Es ist ihr unbehaglich.

»Ich schaue so ins Dunkel. Ich kann sie gar nicht sehen. Sie machen solch einen seriösen Eindruck«. Die Klimaanlage rauscht. »Kann man das Rauschen nicht abstellen«, fragt der einzige Germanist im Saal. Man kann nicht. Helga Schubert – »Ich muß soviel Zug fahren« – stört das nicht. Eher schon das Mikrophon, das jetzt auch noch pfiiiept wie und wann es will. Später am Abend zieht sie am Stecker. Die weißhaarige Dame, die die Verantwortung trägt, fragt: »Ist es jetzt abgemurkst?«. Die junge Frau, deren Fragen man von ihrem Platz nahe der Präsidentenköpfe in Saalmitte nur noch erahnen kann, so zart ist ihre Stimme, kehrt wieder um. Sie hatte sich eben auf drängenden Wunsch endlich entschlossen, ans Mikrophon zu gehen.

Sie

sagt, »ich bin froh, wenn ich wieder drüben bin. Das können Sie mir glauben«.

Ich erinnere mich. Es ist nicht lange her, da fauchten uns gaffende Passanten an: »Geht doch nach drüben«! Wir reckten ihnen die Fäuste entgegen, trotzig, und dachten nicht daran. Nicht im Traum. Wenig später habe ich meine DDR-Kiste fest verschnürt und verstaut, ganz weit hinten. Aus Ratlosigkeit. Das bodenlose Hickhack hat mich schlicht überfordert, und trotzdem, trotz dieses Überdrusses, habe ich mich auf die DDR-Schriftstellerin eingelassen. Weshalb nur?

Vielleicht deshalb**:** ich hatte die Nacht zuvor erstmals eine DDR-Fahne in Händen. Das war bei einem Freund, einem Musiker, der sie auf einem bunten Schießbudenabend mit dem Ostberliner Eisler-Ensemble gewonnen hat. Wir saßen im Keller und waren über Telefon Teil einer globalen Konferenzschaltung: »Welthochzeit der Gallucci Family«. Gegen fünf

Uhr in der Früh nestelte ich die DDR-Fahne zusammen mit einer luftschlangenumwundenen Weltglobusfahne durch einen Delphinring.

Doch wem reicht das schon als Erklärung? Mir auch nicht. Es waren, wie immer, einige Zufälle im Spiel. Dazu kam ein Schuß Übermut und die Aussicht auf Honorar, nach dem zu fragen ich mich nicht traute, woran leicht der Amateur auszumachen ist.

Dreimal begegnete ich Helga Schubert die folgenden Tage. Bei Lesungen in der Frankfurter Buchhändlerschule und im Ratssaal in Oberursel, zu einem Gespräch in einem Frankfurter Cafe.

»Aus dem 'Verbotenen Zimmer' sind, wenn ich Sie recht verstanden habe, drei Erzählungen in die DDR-Ausgabe nicht übernommen worden. Ärgert Sie das nicht?« »Nein«, sagt Helga Schubert. »Das Buch ist ja da, seit ein paar Tagen gibt es das Buch in der DDR und darüber freue ich mich riesig.« Die Zuhörer verstehen, daß sie sich freut. Schließlich ist sie Schriftstellerin. Aber auch Therapeutin, erfahren im Umgang mit diffizilen Sachverhalten, und schwierig, schwierig ist sie allemal, diese Lektion Deutsch für Ausländer. Sie steht Rede und Antwort, weicht nicht aus, beschönigt nichts und hat am Schluß eine Skizze von dem Gelände gefertigt, in dem sich ein DDR-Schriftsteller bewegt, der die Gepflogenheiten akzeptiert. Diese topographische Karte ist komplex und sie stimmt.

Doch diese Stimmigkeit hat nur für Sekunden Bestand in den Köpfen der Zuhörer. Das Bild, so genau und exakt – ich verstehe – , wird gleich drauf verworren und stürzt zusammen in ein nagendes – Aber.

»Sie waren«, resümierte Helga Schubert, »nicht unzufrieden mit mir in der Buchhändlerschule gestern abend. Aber unzufrieden mit der Welt«.

In Oberursel hat mir, noch vor Beginn der Lesung, ein älterer Herr mit der Frage »Und länger dürfen Sie nicht« die Laune gründlich verdorben. Er stand mit der Autorin Meter von mir entfernt. Ich habe das Gespräch der beiden nicht belauscht, Ehrenwort, ich wähnte sie gar nicht da. Sie standen in meinem Rücken und sprachen, dem feierlichen Rahmen angemessen, gedämpft.

Doch diese Frage, dieses »Und länger dürfen Sie nicht«, es dringt klar und deutlich zu mir vor. Was es genau in meinen Ohren angerichtet hat, weiß ich nicht zu bestimmen. Doch fortan höre ich nur Untertöne, den ganzen Abend. »Meine Lesereise durch die BRD geht zu Ende«, antwortet Helga Schubert dem älteren Herrn. Der schweigt. Sie lächelt freundlich.

»Morgen noch Wiesbaden dann Kaiserslautern. Das ist die letzte Lesung, dann fahre ich nach Hause«. Wie zu einem Kind, das partout die Worte nicht er-fassen will, so behutsam spricht sie zu ihm und findet doch kein Verständnis. »Und das geht so mit dem Hin- und Herfahren?«, will er jetzt wissen. Die weißhaarige Dame, die mit der Verantwortung, weiß, daß es doch auch mal Spaß macht, nicht immer nur in Jeans rumzurennen und gibt diese Erkenntnis schnell noch weiter an eine junge Frau. Dann bittet sie die Autorin aufs Podest. Aber wie gesagt, da hatte ich meinen Hörschaden schon weg. »Bremen, das war ganz fein. Ich muß Ihnen die Einladung zeigen. Die müssen Sie sehen«, sagt Helga Schubert und kramt in ihrer Tasche. Ich vergesse die Fragen, die ich mir zurechtgelegt habe und lehne mich erleichtert zurück. Jetzt, wo der Journalist aus mir weicht, wird es, wenn's gutgeht, eine unverkrampfte Plauderstunde im Kaffeehaus.

Und es geht gut. Helga Schubert erzählt von ihrem Sohn, der Förster ist, von der Schwiegertochter, dem Enkelkind und spricht von Leuten, die sie getroffen hat auf ihren Gängen durch Frankfurt, und da fällt mir auf, daß es Ausländer sind, ausnahmslos, von denen sie spricht, die mit ihr gesprochen haben, die ihr ihre ganzen Lebensgeschichten erzählt haben auf der Heimfahrt im Bus – und immer wieder sucht sie und dann findet sie an der Innenseite der Brieftasche, nein, nicht die Einladung, aber einen Aufkleber: »Vorsicht, sprintende Minuten«. Sowas habe ich ja noch nie gesehen. Wo gibt's denn das? Und hoch belustigt erfahre ich, daß in den Studios des Hessischen Rundfunks die Minuten springen.

Die Einladung aus Bremen hat Helga Schubert nicht gefunden, jedenfalls nicht im Kaffeehaus. Ich hoffe nur, sie hat sie jetzt, wo sie zu Hause ist, zur Hand, denn in der DDR, das habe ich ihren Erzählungen entnommen, da wird noch befühlt und geschmeckt und dann befunden. Für mich war sie nicht bestimmt. Ich weiß doch, wie vornehme Einladungen aussehen – sie sind auf handgeschöpftem Bütten gedruckt; da lassen sich unsere Herren nicht lumpen – und frage mich jetzt, ob Helga Schubert, als sie so drängend danach suchte, etwa vergessen hatte, daß ich einer von drüben bin?

Bibliographie:

Erzählbände**:**

»Lauter Leben«, Aufbauverlag 1975. »Blickwinkel«, Aufbauverlag 1984. »Das verbotene Zimmer«, Luchterhand 1982 (als Taschenbuch 1984). »Anna kann Deutsch«, Luchterhand 1985.

Filmszenarium:

»Die Beunruhigung«, Henschel-Verlag 1982

Kinderbücher:

»Bimmi und das Hochhausgespenst«, Kinderbuchverlag 1980. »Bimmi und der schwarze Tag«, Kinderbuchverlag 1982. »Bimmi und ihr Nachmittag«, Kinderbuchverlag 1984.

Hörspiele:

»Anna«, »Eine unmögliche Geschichte«, »Ansprache einer Verstorbenen an die Trauergemeinde«

Konkret 02/85, S. 60

Natias Neutert

Talkingheads

Vier Konzerte der »Talking Heads«, die sich 6943 Meilen von hier entfernt in Los Angeles ereignen, sind so witzlos wie eine Picasso-Skulptur, die im Panzerschrank der Chase-Manhattan-Bank unter Verschuß gehalten und nicht einmal reproduziert unter die Leute gebracht wird.
Der Konzertfilm »Stop Making Sense« ist aber mehr als die Reproduktion eines Ereignisses. Natias Neutert hat sich für Konkret den Film angeschaut.

Scheinwerferlicht auf grell weißem Bühnenboden und der scharfkantige Schattenriß eines Gitarrenhalses: David Byrne kommt, Nur der Aufschrei des Konzertpublikums, das Gepfeife und Gekreische, läßt ahnen, daß er in diesem Augenblick die Szene des »Pantage Theaters« auf dem Hollywood Boulevard betreten haben muß. Die Kamera zeigt seine Füße, die in hellen Turnschuhen stecken und sich in entenhaftem, aber eleganten pas de bourré nähern. Ein Ghettoblaster wird sichtbar, der neben den Mikroständer gestellt wird. Eine Hand taucht auf, drückt auf »On« und es ertönt klopfender Beat aus einer billigen Rhytmusmaschine. Als die Riesenturnschuhe in den Takt eingefallen sind, gleitet die Kamera aufwärts und zeigt David Byrne, ganz nah: Zu den harten Plektrumsschlägen seiner akustischen Gitarre, verrenkt er sich in seltsam ruckartigen Kopfbewegungen, ein schräger Vogel, ein hübscher Stadtneurotiker, der mit spöttischer Melancholie sein Lied von enttäuschter Liebe singt:

I can’t seem to face up to the facts

I’m tense and nervous and I can’t relax (»Psycho killer«)

Die Kamera umkreist ihn aus der Totale und wir sehen Byrne, von Kopf bis Fuß, auf offener Bühne agieren: eine schmächtig-schlaksige Gestalt, im hellen Anzug, voller energiegeladener Präsenz. Im Hintergrund treibt die Crew den technischen Aufbau voran, Byrne nutzt die mehrtaktigen Pausen des Songs, die aus dem Koffergerät als knatternde Breaks schießen, um in grotesken Stumble Step über eins der gerade ausgelegten Kabel... Nein! nicht etwa zu stolpern, sondern spielerisch hinwegzutänzeln.

Was auf den ersten Blick wie ein Gag aussieht, erweist sich als kühnes Konzept. Auch die Konzertbedingungen, die Technik mit all ihren Risiken, kleinen Pannen, eventuellen Ausfällen und sonstigen Unwägbarkeiten werden in die filmisch-musikalische Performance integriert. Das pure Gegenteil von David Bowies Konzept, das er seinerzeit in Bad Segeberg so pompös zur Schau stellte. DA war das Bühnenbild, fix und fertig hingestellt und der Star erschien darin, wie »Der Mann der vom Himmel fiel«. »Unser Sound kam auf mit Davids Stimme«, hat Chris Frantz, der Schlagzeuger, mal gesagt, und so ist es dramaturgisch nur plausibel, wenn Byrne die Show mit einem Solo eröffnet. Danach gesellt sich Tina Weymouth mit ihrem Elektro-Bass dazu und David Byrne singt »Heaven« so schön wie nie zuvor. Bei der Songzeile *when this kiss is over, it will start again,* rollt die Crew das Podest mit dem Schlagzeug in Position und Chris Frantz springt gutgelaunt hinter seine Trommeln; zu dritt bringen sie »Thanking you for sendung me an angel«. mit »Found a job« komplettiert sich das Trio, als wäre Jerry Harrison, (g, keyb,v) damit gemeint, zum Quartett ihres Frühwerks. Als die kahle Bühnenrückwand hinter einem schwarzen Vorhang verschwindet, kommen die Sängerinnen Ednah Holt und Lynn Mabry und der Percussionist Steven Scales hereingelaufen und das Tempo steigert sich mit »Slippery People«. Aber erst bei »Burning down the house«, vervollständigt sich die Band mit Bernie Worrel (keyb) und Alex Weir (g, voc), der Adrian Belew ersetzt, auf die derzeitige Stärke des Ensembles. So schildert die Abfolge der ersten sechs Songs ganz beiläufig und doch sehr sinnlich die musikalische Entwicklungsgeschichte der Talking Heads von ihren New-Wave-Anfängen zum jetzigen Fluster-Funk.

Mit ständigen Blickwechseln, gelegentlichen Geschwindigkeitsveränderungen, sogar mit der bisweilen in Kauf genommenen Unschärfe, macht »Stop Making Sense« unweigerlich klar, daß Konzert- und Kinoereignis zweierlei ist. Denn welcher Konzertplatz hätte uns diese fließende, hervorragend geschnittene Collage aus Gesamt-, Nah- und Großaufnahmen und möglichen können? Jonathan Demme, der Regisseur, und David Byrne, der die Bühne als Szenario und die Beleuchtung als Light-Design entwarf, und Jordan Cronenweth, dessen Kamera wir seit »Blade Runner« zu schätzen wissen, setzten hierfür sechs fixierte und eine ständig herumflanierende Handkamera ein. Nie und nimmer ist »Stop Making Sense« daher nur »abfotografiertes Konzert« (SPEX); und noch weniger »die geschmackvoll gestylte Lüge« (SZENE), bloß weil er die besten Takes der vier Tage versammelt – mal abgesehen davon, daß uns dieses Auswahlverfahren doch von jeder LP längst vertraut ist!

Die Talking Heads sind weder Amateure, noch reine Profis. Für sie gelten solche Bestimmungen nicht. Sie sind keines dieser zartbesaiteten Rassehündchen, sie sind eine quicklebendige Promenadenmischung, schlitzohrig, verwegen, mit heißem Blut. In diesem New-York-ist-ein-Schmelztiegel-Bastard finden sich Rock, Pop, New Wave, Ethno-Beat, Afro-Pop, Soul, Reggae und Funk; ihr Amalgam macht den Talking Heads-Sound aus.

Das soll nicht heißen, alle feinen Unterschiede seien damit` auf opportunistische Weise verwischt, was ja in aller Regel, wenn Schwarze und Weiße gemeinsam Musik machen, auf aalglatte Kommerzialität schließen läßt. Keine Angst! Hier macht sich keiner der Schwarzen anpaßlerisch zum »Whity« und keiner der weißen Musiker kommt auf den peinlichen Einfall, kilometerweit den »Soulbrother« heraushängen zu lassen.

Wie gut sich diese Musiker verstehen! Keiner spielt in die Gegend, ununterbrochen beziehen sich alle, hier durch einen Seitenblick, ein Lächeln, dort durch eine Geste, aufeinander und verstärken dadurch die Songideen. David Byrnes Stimme, die gepreßt singen kann und klar, schöpft die ganze Skala aus, vom Wispeln bis zum spitzen Schrei. Aber wie sehr sie mitunter auch belfert, wie fiebrig sie bisweilen auch klingt - sie ist immer die Kopfstimme eines weißen Sängers. Was heißt hier Sänger? David Byrne ist Vollblutmusiker, der abwechselnd akustische und Rhythmusgitarre spielt. Er ist Mime, der jedem Song seinen unverwechselbaren Ausdruck verleiht. Er ist Entertainer und Tänzer, der die Texte, mal durch abstrakt wirkende, mal durch realistische Bewegungen untermalt; bei »Life During Wartime« beispielsweise, wo es um die Einkreisung des Individuums durch den alltäglichen Terror des Staates geht: Er zuckt die Schultern, als wären sie ausgerenkt. Er wedelt mit den Armen, als wäre er ein Vogel, dem man die Flügel gestutzt hat. Er rennt, ein Fahnenflüchtiger, in großen Sätzen davon, während Alex Weir mit seiner Gitarre pantomimisch eine MG-Salve darstellt, die Chris Frantz am Schlagzeug akustisch erzeugt.

Die fünfzehn Songs des Films kennt man von den Alben der Talking Heads . Es macht aber gerade teuflisch Spaß, die neueren mit den älteren Versionen zu vergleichen. Die frühere Fassung von »Once in a lifetime« (auf »Remain in light«) mit ihrem törichten Echoeffekt, ihrem gemütlich swingenden Schunkelrhythmus und mit dem betulich gesungenen Männerchor für den Refrain (Letting the days go by), ist brisanter geworden, weil David Byrne ihn selber singt und viel Überflüssiges getilgt wurde. Im Gegensatz dazu »Swamp«. Der Titel weist, neben seiner poetischen Bedeutung für den Song, programmatisch auf die Verknüpfung afrikanischer Rhythmik mit weißer Musizierweise im 'Swamp-Rock' hin. Die alte Version mit ihrem verführerischen Charme, hinter dem die Zynismen erst voll zur Geltung kommen, ist viel durchtriebener.

Die aberwitzigen Balladen der Talking Heads geben uns wieder, was die Ballade ihrem ursprünglichen Sinne nach immer war: Ball, Tanz, Fest. Und so tanzen Joe und ich im Seitengang des »Abaton«, die wuselbärtigen Studiker neben uns hängen tief in ihren Sesseln, während die Kids hinter uns die Schnipsel zerfetzter Telefonbuchseiten in den Projektorstrahl werfen. Die fliegen als schwarze Blätter auf David nieder, der in seinem viel zu großen Anzug romantisch von der Liebe prahlt: »Girlfriend is better« - *Is it?*

Discographie Talking Heads:

»Talking Heads: 77«: 1977

»More Songs About Buildings an food«: 1978

»Fear of Music«: 1979

»Remain in Light«: 1980

»The Name of This Band is Talking Heads«: 1982

»Speaking in Tongpes«: 1983 (Alle WEA)

»Stop Making Sense«: 1984 (EMI)

David Byrne:

»My Life in the Bush of Ghosts«: 1981 mit Brian Eno

»Songs from Catherine Wheel«: 1982

Konkret 02/85, S. 64

Christoph Krämer

Vom Bild des Malers zur Malerei als Bild

In Hamburg sind Höhepunkte aus dem Werk des norwegischen Malers Edvard Munch zu entdecken. Doch auch vor seinen Bildern macht der Zeitgeist nicht halt

Ein Körper, fast körperlos schon, scheint sich unter dem zu weiten, von den Schultern herabhängenden Anzug zu straffen, richtet sich aus der Schale des Sessels auf; der Kopf über dem mageren Hals, durchsichtig zitronengelb, vom Orange des Hintergrunds gedrängt, schiebt sich nach vorn. Aus dem Gegeneinander von Wachheit und Verfall geht der Blick - gerichtet, doch unbestimmt - über den Betrachter hinweg, wird das flächige Gesicht nicht mehr von dramatischer Zeichnung durchkreuzt. Der Ausdruck von Vorwurf oder Verzweiflung ist gewichen, die Züge des Greisengesichts sind fahrig, aber bestimmt gesetzt, als ob die suchende Hand mit dem Pinsel noch über der Gouache zu spüren wäre, die Edvard Munch kurz vor seinem Tod als »Selbstporträt. Viertel nach zwei nachts« malte.

Sie steht am Ende einer lebenslangen Erforschung der eigenen Person. Nur künstlich wäre aufzulösen, wie sicher sich einer seiner Ausdrucksmittel sein muß, der Zögern und tastendes Ausbreiten seiner Vorstellungen auf dem Blatt thematisiert. Fast beiläufig zitiert Munch in dem unmotivierten Schattenwurf eigene symbolhafte Bildformeln, deuten sich expressive Farbklänge nur noch in Spuren an, bestimmt nicht das Pathos der Verzerrungen den Ausdruck psychischer Zustände; der Maler scheint vielmehr mit der durchscheinenden Klarheit und Diesseitigkeit der Farbe und Zeichnung eine materielle Übereinkunft zwischen dem Protokoll seines Zustands und der Niederschrift seiner Erfahrungen als Malerei gefunden zu haben.

Der Künstler der hier so von sich selbst ergriffen seinen Zustand zur Kenntnis gibt, war selten so abgeklärt. Bis er diese Rolle illusionslos, aber gelassen und selbstbewußt annimmt, hat Munch im Kreis der Bohème die »lebenszerstörenden Gesellschaftsmächte«, die moralischen, politischen und ästhetischen Konventionen des Bürgertums attackiert: Freiheit, Freiheit der Liebe und Gleichberechtigung der Frau, politische Freiheit und die soziale Frage, das Recht auf Selbstmord und: »am Anfang war das Geschlecht« (Stanislaw Przybyszewski).

Mit der Radikalität dieses Anspruchs geraten die Künstler nicht nur in einen unüberbrückbaren Gegensatz zur Gesellschaft, sie selbst zerreißen an ihm: Nervöse Auffangorgane der pathologischen Züge eines bornierten bürgerlichen Daseins, stürzen sie bei dem Versuch, die eigenen inneren Grenzen im Leben zu überschreiten, die eine puritanisch enge Erziehung gezogen hat, in tiefe, selbstzerstörerische Krisen.

Als Edvard Munch 1920/21 in drei Gemälden das klassische Thema »Künstler und Modell« variiert, scheinen die extremen psychischen Spannungen, die er selbst als »Grundlage für die Neigung zum Aufruhr in meiner Kunst« bezeichnet, hinter ihm zu liegen. Bilder, die wie symbolisch gesteigerte Psychogramme es unternahmen, »mit tiefer schürfendem Blick... im scheinbar opportunistischen Fortschritt die panische Weltangst zu diagnostizieren« (Oskar Kokoschka), sind einer unangestrengten, sicheren, aber offenen Malerei gewichen, die über die Darstellung der äußeren Wirklichkeit zur inneren vorstößt.

Nicht gewichen ist jedoch der Problemdruck, nur teilt er sich jetzt anders mit. Die Emphase des Ausgestoßenen, des an der irdischen Hölle ausbrennenden Künstlers im Selbstbildnis von 1903, tauscht Munch gegen eine nüchterne Sicht des Künstlerbilds.

Fast verdeckt von dem jugendlichen Modell, rückt das Licht den Kopf des Malers ins Zentrum. Der Blick ist bedeckt, sucht nicht im Betrachter das Gegenüber. Darin anders das Modell, das trotz des verschatteten Gesichts, Spiel der Gegensätze, sich nach außen wendet, dessen Körperlichkeit so aufscheint, wie die des Künstlers verlorenging. Mit dieser Umkehrung insistiert Munch auf den Intellekt, doch nicht harmonisierend entsagungsvoll. Hinter dem Maler, eine Reminiszenz am Rande, das zerwühlte Bett, von ihm getrennt durch die vital gemalte Kampfstätte des Atelierbodens, begreift er das Dilemma zwischen der künstlerischen, radikalen Aneignung der Wirklichkeit und der Unfähigkeit, sie aktiv zu erleben.

Im dritten, letzten Bild der Reihe greift Munch seinem Lebensalter vor. Trotzig stemmt sich der Greis dem Betrachter entgegen, sucht Halt an seiner Erfahrung und der Erinnerung innerhalb einer ihn umwogenden, fließenden Umwelt. Das Modell ist zur Kulisse geworden, ein Kleiderständer, bedeutungslos wie die akademischen Traditionen, derer sich der Künstler längst entledigt hat. Scheinbar mühelos addiert Munch die durchscheinend gemalten Farbflecken zu einer sich steigernden sogartigen Bewegung, die Raumtiefe eröffnet, doch nicht illusionistisch nachbildet.

Diese Bilder Edvard Munchs sind Teil einer Ausstellung von »Höhepunkten des malerischen Werks im 20. Jahrhundert«, die im Hamburger Kunstverein zu sehen ist. Mit dieser Ausstellung, die Werke vorstellt, die bisher hierzulande nicht zu sehen waren, verabschiedet sich der langjährige Direktor des Kunstvereins Uwe M. Schneede aus Hamburg. Sie, ebenso verdienstvoll wie die von ihm 1978 inszenierte Ausstellung der Munchschen »Arbeiterbilder 1910-1930«, ist - jeweils für

sich genommen - ein Anlaß, Revisionen am gängigen Bild der Kunst Edvard Munchs vorzunehmen. Gleichzeitig manifestiert sich ein gewandeltes Rezeptionsverhalten und -interesse.

Munchs gemalte Reflektionen, die Stellung des Künstlers betreffend, stammen aus einer Zeit, in die auch seine Versuche fallen, einen Arbeiterfries zu schaffen - er arbeitete an Entwürfen für die Ausmalung der Speisesäle einer Schokoladenfabrik. Seine Identifizierung als Außenseiter mit den Opfern der Gesellschaft, den Arbeitern, erwächst zwar nicht einer Übereinstimmung mit den Zielen der Arbeiterbewegung, folgt aber einem gleichgerichteten antibürgerlichen Impuls. »Solange ich in diesem Lande malte«, Munch meint Norwegen, »habe ich jeden Fußbreit für meine Kunst mit geballter Faust erkämpft. Ich habe auch auf meinem großen Arbeiterbild als Hauptfigur einen Mann mit geballter Faust gemalt.«

1978 kommentiert der Hamburger Katalog: »Hatten sich im 19. Jahrhundert die Künstler als Außenseiter häufig mit anderen Randfiguren und Ausgestoßenen identifiziert, den Dirnen, den Irren, den Trinkern, also mit solchen, die ausweglos litten, so entdeckt Munch im 20. Jahrhundert diejenigen, die die Kraft zum Sichwehren in sich tragen .«

1984 macht sich Günter Gercken in einem Katalogtext Gedanken über die Beziehung zwischen dem (neoexpressionistischen) Maler Georg Baselitz und Edvard Munch unter dem Titel »Keime des Zukünftigen«: »Als er (Baselitz) mit dem Form-Einerlei des Tachismus brechen will, besinnt er sich auf die Zeichnungen Munchs..., um wieder einen größeren formalen Reichtum in Zeichnung und Malerei zu bringen - ein Rückgriff, um neue Möglichkeiten zu erproben.« Das, ist als Maxime guter Brauch unter Künstlern, verrät sogar eine Verkehrsform mit künstlerischen Traditionen, die unter dem Innovationsdruck nicht eben üblich waren.

Gestaltete Munch aus dem Spannungsverhältnis zu seiner Umwelt, seinen Bedürfnissen und erlittenen Defiziten Malerei als Anspruch, die auf die Wirklichkeit zurückwirkt, ist das Fortwirken Munchs durch Baselitz' Paraphrasen auf malerische Vorläuferschaft reduziert: »Baselitz entkleidet Munchs Bilder von allem Beiläufigen, Anekdotischen, um den Kern der Malerei herauszuschälen. Er radikalisiert die Bilder.« Und das macht er so: »Er setzt nicht die Mittel der Malerei ein, um ein Abbild der inneren Anschauung zu malen, sondern das Bild erwächst aus dem Malen auf der Fläche.« (Wow!)

Die Selbstverständlichkeit, daß die Maler der Moderne, also auch Munch, ihr Medium thematisieren, dient dazu, einen Gegensatz zu etablieren, der die Verdünnung als Leistung ausgibt. Die Variationen der Selbstbildnisse Munchs bei Baselitz sind eine ästhetische Sozialdemokratisierung. Wir feiern die Rückgewinnung des Gegenstands in der Malerei, radikalisiert um den Verlust der Aussage und des formalen Widerspruchs. Wo die Bewahrung des Stillstands (nicht noch mehr Arbeitslose, noch mehr Raketen...) eine Leistung ist, sichert der Künstler sich, was er noch hat. »Das Kunstwerk entsteht im Kopf eines Künstlers und bleibt auch im Kopf des Künstlers. Es gibt keine Korrespondenz mit irgendwelchem Publikum. Wie er keine Fragen stellen kann, macht er auch keine Aussage im Sinne von Mitteilung, Botschaft, Information Meinung. Er gibt keine Hilfe und seine Arbeit ist auch nicht benutzbar. Kein Zustand gesellschaftlicher oder privater Art wird sein Ergebnis lenken oder beeinflussen, verhindern oder überhaupt nötig machen.« (Georg Baselitz). So ist es.

Sind die Verhältnisse so klein wie sie sind, kommt das Operieren mit großen Begriffen in Mode und das erfrischend respektlose Plündern der Kunstgeschichte durch *neue Wellen* verkommt zur Legitimierung neuer Klassiker .

Da nimmt es Wunder, wenn der amerikanische Kritiker Donald B. Kuspit in einem Interview mit Noemi Smolik (Wolkenkratzer 3/84) dem Neuen Deutschen Expressionismus gegenüber festhält: »Die Kunst ist eine alternative Form der Verwirklichung von Vorstellungen das ist wichtig. In diesem Sinne steht die Kunst in Beziehung zu anderen kritischen Unternehmen... Kunst ist im besten Falle eine Herausforderung eher als Bestätigung«.

Der Katalog zur Munch-Ausstellung ist erschienen bei Frölich & Kaufmann, Berlin und kostet DM 34, –

Konkret 02/85, S. 68

Niklaus Meienberg

Der restaurierte Palast

Das Opernhaus in Zürich, mit 80 Millionen Franken gründlich renoviert, ist mehr als ein Kulturtempel. Es ist ein Politikum. Das bewies auch wieder die vom Bürgertum mit Glanz und Gloria inszenierte Wiedereröffnung des Musiktheaters. Niklaus Meienberg hat die Festivitäten für KONKRET miterlebt.

Er glänzte doch recht festlich an diesem Samstagmorgen, den 1. Dezember, glänzte in der Morgensonne, der enorme Palast, frischgeputzt, und auf dem Dach posaunte ein neobarocker Engel, von dem man nicht recht weiß, ob er pathetisch oder witzig gemeint ist, und auf der hinteren Seite, wo früher die Kulissen auf einer Hühnertreppe ins Innere transportiert hatten werden müssen, parkierte eine wackere Reihe von Polizeiautos, frischgeputzte Ford Transits, zur Feier des Tages in zarten Pastelltönen, und überall patrouillierte die Polizei mit diesen theatralischen Tränengasgewehren, geflochtenen Schildern, Helmen, Walkietalkies und anderen Requisiten. Zahlreiche Hunde bewachten, nebst den allegorischen Figuren, den Palast und sabberten wachsam vor sich hin. Es war ein großer Tag, auch für die Securitas und die Wachgesellschaft Protectas, welche, zusammen mit der Polizei, die Redner und die Zuhörer der Redner bewachen durften; aber es gab nichts zu bewachen, wer möchte denn schon so früh an einem bitterkalten Morgen die Kultur stören? Das Verhältnis von Gaffern und Polizei war eins zu fünfzig. Außen Polizei, innen Kultur.

Man betritt den Palast – »Haus« kann man das ja wohl nicht nennen – nach der zuerst auf 60 Millionen veranschlagten, dann auf 80 Millionen bezifferten Totalrestauration durch drei verglaste Gänge, welche den Menschenfluß kanalisieren. Für jeden Gang stehen innerhalb zwei Securitas bereit, so daß wirklich nichts passiert und das Volk – wenn es diesen Wunsch hätte – in den von ihm finanzierten Palast nicht eindringen könnte. Die Einweihungsfeierlichkeiten waren für die nationale, lokale und internationale Prominenz reserviert, welche von Stadtpräsident Wagner ein Billett gekriegt hatte, und für jenes allegorische, sozusagen sublimierte Volk, das man auf der Bühne sehen würde (Volksszenen aus »Carmen«, »Fidelio«, »Meistersinger«). Die Reichen, welche Samstag/ Sonntag im Palast zusammenströmten, haben nämlich ein Herz für diese Art von Volk, das so lieb auf der Bühne tanzt und singt.

Nach W. A. Mozarts Ouvertüre zu »Der Schauspieldirektor« sprach an diesem Sonntagmorgen sofort der Stadtpräsident. Es ist nicht leicht, nach Mozart zu sprechen, besonders, wenn man ein unbegnadeter Redner ist. Er sagte: Die Stadt lebe von der Pluralität ihrer Bewohner, das Kulturverständnis sei ein Gradmesser für die Freiheit, und man müsse die zunehmende Vermassung und Technisierung bekämpfen. (Die Vermassung konnte an diesem Wochenende in der Oper erfolgreich bekämpft werden, indem nur Prominenz anwesend war; aber die Technisierung hat nach der Restauration voll auf den raffiniert eingerichteten Bühnenraum durchgeschlagen.)

Darauf kam der auch nicht sehr lebendige, aber freisinnige Stadtrat Fahrner zur Schlüsselübergabe aufs Rednerpult, und Restaurationsarchitekt Paillard vom Büro Paillard, Lehmann und Partner übergab ihm nun den Schlüssel. Dieser hatte die Form eines großen goldenen Notenschlüssels. Wie könnte es für ein Musiktheater anders sein, sagte der verschmitzte Paillard. Da mußten die Anwesenden jetzt herzlich lachen!

Der Notenschlüssel wanderte im Verlauf der weiteren Reden von Stadtrat Fahrner zu Alt-Stadtrat Max Koller, Präsident des Verwaltungsrates, und von Koller an Claus Helmut Drese, Operndirektor. Zwischen Koller und Egli kam Honeggers »Chant de joie« (Jubel-Lied), und nach Drese Carl Maria von Webers »Jubelouvertüre« zur Aufführung, beides, wie auch Mozart, unter der ebenso bewährten wie langweiligen Stabführung von Ralf Weikert. Alt-Stadtrat Koller sagte frech, wem der »Fleischkäse« von außen nicht gefalle, der solle dieses Gebäude doch von innen besichtigen, dann sei er sofort befriedigt. Da mußten die Zuhörer wieder herzlich lachen; aber vielleicht ist mit dieser Kollerschen Bemerkung die städtebauliche Problematik des plumpen neuen Verwaltungsgebäudes doch nicht ganz verschwunden.

Nach Egli kam Drese, der glänzend verdienende und agierende Spitzenmanager, mit seiner Dankansprache. Er bezieht ein monatliches Gehalt von 20.000 Franken, arbeitet aber auch sehr viel. Hinter Drese hatte im Bühnenraum die ganze »Belegschaft« des Palastes Platz genommen. Drese stellte sie vor: das Werkstättenpersonal. Darauf steht das Werkstättenpersonal auf, wie in der Schule, wenn der Inspektor kommt, und wird vom Publikum beklatscht. Dann sitzt es artig wieder ab. Darauf das Ballett, die Beleuchtungsabteilung und Tontechnik, die Schneiderei, Ateliers und Maskenbildner, auf/ab, Bibliothek, künstlerische Direktion, Repititoren, Inspizienten, Souffleusen, die Sänger vom festen Ensemble, Applaus, Applaus; die Kassiererinnen und Schließerinnen sind in Aktion und hören den für sie bestimmten Beifall draußen nur gedämpft. Drese holt jetzt aus zu einem kulturpolitischen Rundumschlag und behauptet in dieser geschlossenen Vorstellung, Theater sei »eine öffentliche Anstalt des Staates zur Information, Animation und Kommunikation der Bürger, vermittelt durch darstellende Kunst«, und wer den materiellen Wohlstand für das höchste aller Güter halte, würde auf »Kunstpflege« verzichten, wogegen die andern, welche einen »geistigen Grund« suchen, nicht ohne Theater, Konzert und Museen leben könnten (und deshalb natürlich auch nicht ohne die Oper). Applaus, Applaus.

Ist dem Operndirektor nicht aufgefallen, wie sehr das Opernpublikum dieses Wochenendes materiellen Wohlstand für das höchste aller Güter hält? Drese verwechselt in seiner Ansprache, wie es bei Bürgern der Brauch ist, die gesicherte, verbunkerte, museale Kultur mit Kultur überhaupt. Kultur ist für ihn, was viel kostet und ohne Widerspruch genossen werden kann, eben der »geistige Grund«, die sicheren ewigen Werte, fernab von jedem Aufruhr und heftigem Widerspruch, etwas, das höchstens noch neu interpretiert, aber nicht mehr frisch produziert werden muß. Etwas, das jenseits des politischen Haders liegt und für niemanden mehr gefährlich ist. Und etwas, worin man schwelgen kann, notfalls muß halt die Schwelgerei polizeilich geschützt werden. Ein gesichertes Repertoire, von dem Drese sagt, daß die letzten gängigen Werke vor zwei Generationen geschaffen wurden.

Richard Wagner dachte anders von der Opernkultur und von der Politik als sein Bewunderer Drese. Wagner war nämlich ein Chaot, ein steckbrieflich gesuchter, der als Hofkapellmeister in Dresden 1848/49 auf die Barrikaden gegangen war, Kontakt mit dem russischen Anarchisten Bakunin hatte, in Biergärten aufrührerische Reden hielt und »beim Gelbgiesser Oehme Handgranaten bestellte«, wie in Hans Erismanns Buch über das Opernhaus Zürich nachzulesen ist (Verlag der NZZ, 1984). Richard Wagner glaubte an den Umsturz in Musik und Gesellschaft, im Gegensatz zu Thomas Wagner. Er konnte einer schweren Gefängnisstrafe und vielleicht dem Todesurteil nur entrinnen, indem er in die Schweiz floh, wo er, anders als die politischen Flüchtlinge heute, sofort einen Paß erhielt. Wagner bekam dann in Zürich Gelegenheit, seine Werke zu dirigieren, die noch ganz frisch waren und zwar im winzigen Aktientheater, das nicht vom Staat finanziert wurde, aber trotzdem schöpferisch produzierte. Diese Aufführungen waren Alternativkultur und zugleich ein europäisches Ereignis. Das Aktientheater hatte mit Wagner eine ähnliche Funktion wie heute die Rote Fabrik, welche vom Stadtrat mit einer halben Million jährlich subventioniert wird (60 000 Besucher), während das Opernhaus 32 Millionen verschlingt.

Nachdem dieselbe Musik, Webers »Jubelouvertüre«, welche schon 1891 den Einweihungsakt des Opernpalasts beschloß, den Einweihungsakt des Jahres 1984 beschlossen hatte, damit auch wirklich alle merkten, was Restauration ist, zerstreuten sich die Gäste. Thomas Wagner wollte Alphons Egli noch zeigen, wie gut die teure Technik, welche von Drese so gerühmt worden war, funktioniert, und fummelte zusammen mit einem Theatertechniker an einem Fernbedienungsapparat herum, welcher den eisernen Vorhang bewegen sollte. Der wollte sich aber trotz fünfminütiger Bemühungen nicht senken, und Wagner gab dann auf. Was, wenn es jetzt im Bühnenraum gebrannt hätte? (Wie damals in Dresden. als Richard Wagner in revolutionärer Wut die Theaterrequisiten anzündete.)

Am Abend tauchte zweierlei Art von Publikum auf. Durch die drei verglasten Gänge schritten die Nerzträgerinnen, Smokingträger, Lackbeschuhten, die Edelsteinbehangenen, Geschmeideverzierten, die Boa- und Stoageschmückten, CapeverhüIIten, Pelzvermummten, Aufgeschminkten, Paillettenglitzernden, Perlenkettendekorierten, nämlich die Aktionäre und Aktionärinnen der Oper, nachdem sie aus Taxis oder glitzernden, zum Teil auch gepanzerten Limousinen gestiegen waren, in die geschlossene Vorstellung, und erklommen gierig die Treppe zum Foyer, wo sofort ein Gegacker ohnegleichen anhub. Dann ging es hinter den Champagner, der vorerst gratis war.

Auf der Sechseläutenwiese versammelte sich andererseits eine Anzahl von simpel gekleideten jungen Leuten, welche eine kleine Operette zwecks Verspottung der Opernbesucher aufführte und den Opernpalast mit ein paar Feuerwerkskörpern illuminierte. Auf einem Flugblatt wurde daran erinnert, daß der Zürcher Gemeinderat (welcher die 32 Millionen für den Palast bewilligt) dieses Jahr die Winterhilfe für bedürftige Rentnerinnen und Rentner gekürzt hatte, nämlich um einen Betrag, der dreißigmal kleiner ist als die Mehrkosten, die beim Umbau des Opernhauses entstanden sind, und nur fünfmal größer als die Kosten des Operngaladiners (ca. 100 000 Franken). Die Demonstranten konnten jedoch den Opernleuten ihre Verspottung nicht persönlich überreichen, da war die Polizei dazwischen davor.

Innen ging es jetzt los. Taft und Brokat, Gold und Silber, Pailletten- und Trägerkleidchen nahmen Platz und freuten sich auf das phantasielos zusammengestellte Potpourri. Es wurde geboten: eine Anthologie der verbrauchteren Melodien aller Zeiten. Nur nichts Neues! Immer bei den bekannten Melodien bleiben! Die Ohrwürmer hätscheln! Ein Schlagerfestival für Höhere Töchter wird man das nennen dürfen, oder ein Wunschkonzert der konservativen Stände. Dazu braucht's die Oper nicht, das hätte man auch mit einer Radiosendung machen können. Wagner, Donizetti, Mozart, Verdi, nochmals Wagner, Bizet, Verdi, nochmals Verdi, Tschaikowski, Offenbach (Kitsch), Gounod (Kitsch), Beethoven. Gleich werden sie zu schunkeln beginnen. Drese hielt schon wieder eine Ansprache: Welche von den kostbaren Stars in letzter Minute abgesagt hatten, Bläschen auf den Stimmbändern, Nervenzusammenbrüche, Weinkrämpfe, und welche er noch in letzter Sekunde hatte einfliegen können. Rollenbesetzung als ein Problem der Flugpläne und Pistenvereisung. Swissair-Direktor Staubli, der auch im Publikum saß, wird sich gefreut haben.

Auch Werner H. Spross saß im Publikum, der begüterte Gärtner, und klatschte gar sehr, vielleicht war er mit seiner Yacht »Manana« direkt hinter dem Opernhaus gelandet, dort, wo die Fixer sich zu Tode shooten. Frau Spross hatte eine Perlenkette dreifach um den Hals geschlungen, dergestalt, daß ihre Atemwege eingeschnürt wurden. Auch Korpskommandant Feldmann war gekommen (Eichenlaub mit Brillanten?), in Uniform, und Divisionär Bunder und Herr Bieri und Herr Kohn und die Bank Bär und Herr Spleiss und Jolles. Aber auch die sozialdemokratischen Stadträte Briner

und Kaufmann waren im Vollwichs erschienen, vermutlich, um die Interessen der 500 Opernhausangestellten zu vertreten (Gewerkschaft VPOD).

Das Fernsehen ist auch da, seine Riesenlampen sitzen in den Logen, welche im Hoftheater der königlichen Familie und später den bürgerlichen Honoratioren reserviert waren: Das Fernsehen ist König, leuchtet alles gnadenlos aus, auch den Zuschauerraum, führt Lichtregie, an Stelle des wirklichen Regisseurs. Was an Operngeheimnis noch übrigbleibt, wird zu Tode geleuchtet.

In der Pause erwartet ein unbefangener Chronist, daß jetzt ein Wohltätigkeitsbazar veranstaltet wird, Gold, Silber, Perlen, Nerze eingesammelt und versteigert und mit dem Erlös das Opernhaus von jenen Aficionados finanziert wird, die solche Premieren brauchen, und damit die Steuerzahler entlastet werden; oder vielleicht den bedürftigen Leuten in der Stadt, welche dieses Jahr der Winterhilfe verlustig gehen, etwas geholfen wird.

Aber nichts da, es ist nur das übliche Geschnatter zu hören, Grüezi Herr Schprüngli, wiä nett, daß Sie au da sind, gällezi d'Lutschia Popp hät wieder wunderbar gsunge. Als hervorragendes Pausenereignis (war es am Samstag oder Sonntag) ist dem Chronisten in Erinnerung geblieben, daß ein älterer Herr und seine Dame die Treppe zur Bar hinunterstürzten und übereinanderkollerten und der Herr am Kopf recht sehr blutete, er heißt Dr. Sturzenegger und ist ehemaliger Leiter des Flugärztlichen Dienstes. Zwei weitere Personen stürzten ebenfalls recht unangenehm, weil nämlich die Treppenstufen für Leute, die sie in Abendkleidern besteigen, zu hoch geraten sind. Das sollte der Architekt Paillard vom Büro Paillard, Lehmann & Partner beim nächsten Erweiterungsbau vielleicht bedenken.

Jetzt sind die Champagnerkelche geleert, die Musik geht gleich weiter, Herr Eisenring und seine teuer gewandete Frau zieht es wieder zur Musik. Der Datafida-, Motorcolumbus-, Provestor-, Faber-Castell-, Sonrüti-, Trinkaus & Burkhardt-, Interallianz-, Intermit-, Northern Televom-, Atomkraft-AG-Verwaltungsrat und Nationalrat Eisenring nimmt Platz und saugt mit langen Ohren Bizet-, Verdi-, Tschaikowski-, Offenbach-, Beethoven-, Strauss-Melodien ein.

Die Roben im Publikum sind bei genauer Betrachtung gar nicht so elegant, die Preziosen nicht so fein wie erwartet, da haben sich einige vor dem Krawall gefürchtet und nur die zweite Garnitur hervorgenommen, man weiß ja nicht, ob die Versicherung zahlt. In den Logen strahlt jetzt wieder das zerstörerische Feuer der Fernsehlampen. Die werden auch am nächsten Abend die »Meistersinger« zu Tode strahlen, und Wolfgang Wagner, der Enkel von Richard, welcher dem Lichtmalheur auch beiwohnte, wird sagen: So etwas machen wir in Bayreuth nicht, dort kommt uns das Fernsehen nicht in die Premiere. Er hat einen gemütlichen bayrischen Dialekt, das würde man bei Wagners gar nicht erwarten. Das Fernsehen ist bereit, der Gesang kann weitergehen. In der Pause waren Kameramänner zu beobachten, welche die Linsen mit einem Fön Marke Solis kühlten, weil sie sich beschlagen hatten in der Wärme. Jetzt sind sie wieder kühl. Und nach der Vorstellung kann man Putzfrauen sehen welche den Boden saugen und nachher den Staubsaugerinhalt durchwühlen, weil jemand aus den schönen Quartieren eine Perle vermißt und sie im Staubsauger wähnt. Bitte sofort beim Portier deponieren, wird vom Chauffeur abgeholt. Aber jetzt zuerst auf der Bühne die Carmen, von Bizet natürlich. (Saura macht es besser). Vierter Akt, die Ermordungsszene vor der Stierkampfarena, zuerst ein lebendiger Volkshaufen, da läuft etwas und man wird ganz hineingezogen in die Handlung. Das ist jetzt wirklich bezaubernd! Der Volkshaufen wird von zwei Reihen spanischer Polizisten in Schach gehalten, sogenannten Guardia Civils, die haben diese eigenartigen Lackhüte auf dem Kopf. Als Bizet die Oper schrieb, hat er sich weiter nichts dabei gedacht, die Guardia Civils sollten nur ein bißchen Lokalkolorit in die Oper bringen, die waren ihm damals als harmlose Landjäger bekannt. Unterdessen hat es aber einen spanischen Bürgerkrieg gegeben (1936-1939), und dort betätigten sich die Guardia Civils als Mörderbanden, z. B. haben sie den Dichter Federico Garcia Lorca umgebracht, der Lackhut ist ein Symbol geworden für blutige Unterdrückung, und man dürfte ihn eigentlich bei dieser harmlosen Szene heute nicht mehr auf die Bühne bringen; und das müßte der kultivierte Operndirektor wissen. Aber das war nur eine kleine Geschmacklosigkeit, die große kam am Ende. Da sah man die Schluß-Szene aus Beethovens »Fidelio« mit dem Chor des zerlumpten Volkes. Aufwühlende Musik, die für manchen Kitsch des Abends entschädigte. Nun kam Drese wieder einmal auf die Bühne, wie ein Grüß-August im Kasperlitheater, und sagte, jetzt werde der Chor im gleichen Kostüm die »Brüderlein-Schwesterlein«-Melodie von Johann Strauss singen, aus der Operette »Die Fledermaus«. Das tat der Chor denn auch, wie angedroht, und machte sich so über Beethoven und seinen Ernst lustig, und alle klatschten und waren zufrieden mit diesem Finale, während draußen am Limmatquai die Scheiben klirrten und im vorübergehend frei zugänglichen Schaufenster der Firma Hug sich ein Junger ans Harmonium setzte und eine Melodie spielte, nämlich »Strangers In The Night«; einer von den Jungen, für die das Wort »Loge« kein Begriff aus der Opernwelt ist, sondern »Wohnung« bedeutet, die man verzweifelt sucht, in diesen Zeiten der Verknappung .

P.S. Am Sonntag stiegen die »Meistersinger«. Ich hatte die Musik noch nie gehört. Sie ist echt geil und hat mich umgeworfen und inspiriert: zu einer Reportage gegen die Verspießung des Musiklebens.

Konkret 02/85, S. 70

Frieda Geier

Opera Puffa

Sie galt als die »schönste Ruine Deutschlands«. Doch leben, leben wollte niemand mit ihr. Nicht Herr Dietz und nicht Herr Arndt. Ersterer gedachte sie wieder aufzubauen, letzterer wollte sie in die Luft sprengen, was ihm den Spitznamen Dynamit-Rudi einbrachte. Inzwischen ist die Ruine wieder aufgemöbelt, und aufregender als der Parkplatz, der als Alternative mal gehandelt wurde, ist diese Lösung schon.

Die Rede ist Von der Alten Oper in Frankfurt. Sie ist, laut Werbetext, »Haus für alle, aber nicht für alles«. Sinfoniekonzerte? Ja! Rockfestivals? Ja! Modeschauen? Ja! Liedermacher? Ja! Tagungen? Ja! Opern? Nein!!! »Opern gibt es in der alten Oper nicht.«

Das sollte zumindest stutzig machen, denn über die Rolle der Oper in der bürgerlichen Gesellschaft schrieb Theodor W. Adorno, der ja nicht nur Soziologe, sondern auch als Schüler Schönbergs, Komponist und Musikwissenschaftler war: »...so bewahrt sie (die Oper) bis zum Parsifal Pomp und Zeremonial einer Darstellung, die die Hörerschaft in den Darstellungen ihrer eigenen Macht und ihres Reichtums bestätigt«. Geschrieben 1930, zum 50-jährigen Bestehen des Opernhauses, heute Alte Oper, Frankfurt Konzert- und Kongreßzentrum.

Ein Freund aus der Schreinerinnung nennt die Gründe der »Aktionsgemeinschaft Opernhaus« einen Geniestreich. Und das, weil Herr Dietz, der Präsident der Industrie- und Handelskammer, sie – damals – inszeniert hat. Daß es dabei vornehmlich um kulturelle Belange gegangen sei, findet er glattweg zum Lachen. Aber ob die 600 Firmen, die mit elfhundert Aufträgen 160 Millionen Mark verwerkelten, mit jenen identisch sind, die die 15 Millionen der Aktionsgemeinschaft gespendet haben? So genau kennt sich der Schreiner dann doch nicht aus.

Und Herr Arndt? Seinen markigen Spruch klopfte er im Club Voltaire. Damals war er Hessischer Finanzminister. Heute kräht kein Hahn mehr.

Der Name »Operette« beispielsweise stünde dem »Haus für alle« wirklich besser. Er wäre, programmatisch besehen, zwar auch nicht ganz stimmig, verwiese aber auf die seichten Gewässer, von denen die Alte Oper umspült wird. Für die Wiedereröffnung, zu Goethes Geburtstag im Jahre 1981, wäre diese kleine Namen-Korrektur hilfreich gewesen. Sie hätte so manches ins rechte Licht gesetzt. So aber wurde, welche Irrung, eine Oper, »die bis zum Parsifal Pomp und Zeremonial einer Darstellung (bewahrt), die die Hörerschaft in den Darstellungen ihrer eigenen Macht und ihres eigenen Reichtums bestätigen«, wieder eröffnet. Das bedeutete für die einen Pelz und Stolen, für die anderen Rabatz und Mätzchen.

Modell für diese Inszenierung stand Zürich, den einen zur Furcht, den andern zur Hoffnung. Was dabei rauskam, war eine schlechte Imitation. Inwendig feierte eine Schickeria, »Büropiepel«, eine Art Operettenball und auswendig? Hohn und Spott, der auch die biß, die ihn austeilten. Danach 28 Krähenfüße unter 13 Fahrzeugen, einige zerdepperte Scheiben, ein Ei, ein Farbbeutel, beides konfisziert .

Zur Generalprobe für den Galaabend waren die am Baubeteiligten Handwerker geladen. Es gab trockene Brezeln, Bockwurst und schlechte Musik. Aber vielleicht war die Musik deshalb so schlecht, weil die Akustik im großen Saal unter Ernstfallbedingungen getestet werden sollte; das sei der eigentliche Grund der Einladung gewesen, sagen heute noch immer einige Unverbesserliche. Wie auch immer. Die Handwerker hielten sich bei guter Laune durch Geschichten aus der Abtl. »Da lacht der...«, von denen es reichlich zu erzählen gab. Die Türgriffe, massiv Messing, 120.000 Mark teuer, waren für den Panikbeschlag (so heißt das wirklich) zu schwer. Sie wurden ausgewechselt gegen astreines Messing aus Plastik.

Nichts ist echt, resümiert mein Freund, der Schreiner, und, sagt er, der Kampf um die Alte Oper fand Jahre vor der Wiedereröffnung schon statt, im Westend, und ging bekanntermaßen mit der schonungslosen Zerstörung des gutbürgerlichen Viertels verloren. So besehen war die Wiedereröffnung der Alten Oper die Siegesfeier für die Zerstörung bürgerlichen Kulturguts, das in den Festreden, beim Galaabend, desto lauter vom Himmel hoch herabbeschworen wurde, und draußen im Freien verabredeten sich währenddessen die alten Kämpen, diesen Kotzbrocken von Oper nie und nimmer zu betreten.

Aber wie mein Freund, der Schreiner, schon sagte: Alles Pfusch. Die Türbeschläge. Die Fassaden (Preßspan). Nichts stimmt, und so sah man viele der Verschworenen nur wenige Wochen später bei Phoenix in der Alten Oper, einer Ausstellung von Kunstwerken, und spätestens an den viel zu kleinen Stellflächen für die Bilder wurden sie ihres Irrtums gewahr: Sie waren nicht zum Boykott einer Oper verabredet, sondern einer Mehrzweckhalle – wie die Lebensmittelabteilung bei Hertie auf »Büropiepel« zugeschnitten, technisch auf der Höhe, sagen die einen, völlig daneben die anderen. Zur Pause vertreten sich in den Gängen die Füße: die für 120 Mark von Sir Georg Solti, die für 24 Mark von Alicia Maguina, die für ganze 7,50 Mark aus der USA-Bühnenschau; zusammen und das geht.

Die Werbeabteilung der Alten Oper wahrt denn auch nicht den Schein. In der Broschüre kein Wort vom Wahren, Schönen, Guten. Dafür alles Trug und Hub (der Bühnen).

Nein, Frankfurt ist nicht Zürich. Das Mövenpick am Opernplatz, Glied einer Schweizer Fast-food-Kette, ist bürgerlicher Höhepunkt. Da lachen in Zürich die Hühner!

Konkret 02/85, S. 74

Corinne Schelbert

Der Kuß der Tosca

Über Daniel Schmid, Filmer mit Herz

Denkt man in der Schweiz an Dokumentarfilme, denkt man keineswegs an Daniel Schmid. Schmid ist der Außenseiter unter den Schweizern, der Internationalist, der fließend vier Sprachen spricht und überall sich zuhause fühlt, seine Anfänge in der Bundesrepublik bei und mit Fassbinder nahm, Stars wie Lucia Bosé, Bulle Ogier und Lauren Hutton vor die Kamera holte und in seiner Heimat immer nur Zwischenstation macht, Filmer im Transit.

Er spricht zwar viel von der Schweiz und seinem Geburtsort Graubünden (Schauplatz auch von »Violanta«), welches er raffiniert als theatralisch-historische Kulisse zu benutzen verstand, er hat sich auch schon mal – conditio sine qua non für den helvetischen Cinèasten – zur Problematik des Filmemachens in der Schweiz geäußert, doch ist ihm die Enge nie so auf den Kopf gefallen wie den andern: Er hat sich gar nicht erst darauf eingelassen, mit seinen Filmen über zeitlose Leidenschaften. Er hat in der Schweiz bloß die Schönheit, etwa die Grandiosität der Bergwelt, aufgesucht. Er hat einen Bildband »Die Erfindung vom Paradies« (Orell Füssli Verlag Zürich, 1983), zusammengestellt, wo in alten Zeichnungen und Fotos das vom Luxustourismus des vergangenen Jahrhunderts entdeckte und zugänglich gemachte Alpenland rekonstruiert wird. Nostalgie, die Sehnsucht nach dem Grand-Hôtel-Prunk vergangener Zeiten, nach der Welt des schönen Scheins, schimmert in all seinen Filmen auf, auch wenn er sie ab und zu sachte demontiert.

Einem solchen Illusionisten und erklärten Liebhaber von Trivialgeschichten, von »foto-romanzi« (das italienische Pendant zu den Enzianheftchen) traut man in der Schweiz nicht so recht. Man traut ihm vor allem keine Dokumentarfilme zu, da er sich ja offensichtlich nicht mit der Wirklichkeit abquält.

Den 1981 entstandenen, mittellangen Film »Notre Dame de la Croisette« nannte Schmid einen »Dokumentar-Spielfilm«. Da ließ er Bulle Ogier in der Rolle einer unbedarften Touristin zu den Festspielen nach Cannes fahren und im Veranstaltungschaos untergehen. Die Fassade und die Realität dahinter: Sie findet keinen Einlaß zu den Vorführungen, am Fernsehen im Hotelzimmer verfolgt sie schließlich die Ereignisse, von denen sie ausgeschlossen und abgeschnitten wird. Und am Bildschirm schließlich lebt auch das Cannes vor dreißig Jahren, die Zeit der Stars und Mythen auf: Sie sieht das Abbild vom Abbild. Dokumentarisch war daran eigentlich nicht viel, außer den Wochenschauaufnahmen und realen Pressekonferenzen. Wieder hatte sich Daniel aus der Wirklichkeit davongeschlichen. . .

Dann kam zur Überraschung vieler »Il bacio di Tosca« (Der Kuß der Tosca). Schmid und sein Team hatten in Mailand die »Casa Verdi«, ein von Guiseppe Verdi um die Jahrhundertwende gestiftetes und lange Zeit von den Urheberrechten des Komponisten finanziertes Altersheim für ehemalige Bühnenmusiker aufgesucht. Diesmal gibt es nichts zu rütteln: Nach gültigen Definitionen ist »Il bacio di Tosca« ein Dokumentarfilm, insofern eine vorgefundene, authentische Situation wiedergegeben wird. (Man könnte sich höchstens streiten, inwieweit ein Dokumentarfilm nicht immer inszeniert, die Wirklichkeit nachgestellt wird, und daß die unverstellte Wiedergabe der Realität nur gerade im »cinéma direct« oder im »cinéma vérité« stattfindet.) Dennoch, wollte man Schmid eine Abneigung für die Realität unterstellen, müßte man den Kunstgriff, seine Raffinesse bewundern: Daniel Schmid hat sich mittellose Veteranen der Oper, »gente del spettacolo lirico« vorgenommen, die sich selber ein Leben lang inszeniert haben, deren Beruf die theatralische Darstellung war, und die heute, alt und gebrechlich, vom vergangenen Bühnenglanz träumend, unverwandt rückwärtsgerichtet sich die Realität aus der Vergangenheit schaffen. Schmid, der kam und fragte, der mit zärtlicher Liebe für alte Leute und großer Neugier sowohl für die Karriere der Sänger, Dirigenten und Choristen wie auch deren Umgang mit dem einstigen Erfolg die Musiker anspornte, sich zu erinnern, mußte gar nicht mehr viel inszenieren. Denn wenn diese Leute spielen, was sie einmal waren, haben sie recht eigentliche Auftritte. Schmid, der sich selber als »Grenzgänger auf der schwankenden Linie zwischen Wirklichkeit und Traum, zwischen Realität und Imagination« versteht und seit er sich erinnern kann, »auf diesem schmalen Grenzpfad Sachen hinüber und herüber geschmuggelt« hat, nennt auch diese Leute Grenzgänger: »Die Grenze zwischen Realität und Einbildung verschiebt sich bei ihnen in äußerster Transparenz (...), es bildet sich eine Art Zwischenrealität heraus: denn wenn man sich dreißig Jahre lang etwas eingebildet hat, dann wird man zu dem, ob es stattgefunden hat oder nicht.« Und er streitet nicht ab, daß ein solches Vorgehen des filmischen Hervorholens etwas »Vampiristisches« hat, daß man provoziert und motiviert, um aus der Kraft der »Opfer« zu saugen, die wiederum genau wissen, was los ist: legitime Manipulation, sozusagen.

Ein Film über alte, gar senile Menschen, die als ehemalige Berufsexhibitionisten nur allzu gern die Gelegenheit zur neuerlichen Zurschaustellung ergreifen, ist natürlich eine Gratwanderung. Wie schnell werden solche Profi-Egozentriker pathetisch, lächerlich, grotesk. Und wie schmal ist der Pfad zwischen Zurschaustellung und Bloßstellung. Schmid war sich dessen bewußt und konnte darauf zählen, daß auch seine Protagonisten es wußten. Wenn er die einstmals berühmte Sopranistin Sara Scuderi bittet, im Korridor des Altersheims eine Darbietung der »Tosca« zu geben, wobei diese mit immer noch erstaunlicher Stimme genußvoll ihrem greisen Partner ein »Muori, dannato!« (Stirb, Verdammter!) zuschmettert,

worauf dieser in der Telefonkabine ebenso genußvoll in Totstellung geht, dann ist das Lächeln auf beiden Seiten, und auch der Zuschauer weiß, was da »gespielt« wird. Es gibt viele dieser auffällig inszenierten Szenen, etwa, wenn die Scuderi ein Zimmer betritt und ihrer eigenen Stimme auf dem Grammophon lauscht, mitsummt und mit echtem, unverstelltem Entzücken, mit einem innig geseufzten »Bello, bello, bello« ihren Gesang quittiert. Schön ist die Offenheit, die bei der fingierten Situation herrscht, schön ist die Geduld, die man beim Kameramann Renato Berta spürt, der sein ganzes Können und seine diskrete Virtuosität aufbietet, um geduldig, unaufdringlich mit der Kamera draufzubleiben, langsam, mit zögernden Schwenks der Aktion folgend.

Es wird ausdauernd und hingebungsvoll musiziert und gesungen in diesem Heim, das mit seiner kärglichen Einrichtung nicht mehr über die Geldknappheit der nunmehr von Spenden lebenden Institution hinwegtäuschen kann. Man spürt, daß Schmid und seine Equipe, daß die Filmer, die erklärtermaßen kamen, um zu filmen, natürlich eine solche Situation nicht vorgefunden haben, sondern diese erst aktivierten, einen Ausnahmezustand schufen, der jedoch repräsentativ für den Seelenzustand dieser primadonnahaften Gestalten ist. Das Einmalige an »Il bacio di Tosca«, dort, wo Daniel Schmid so manchen beseelten, anteilnehmenden und engagierten Schweizer Dokumentarfilmer souverän überrundet, ist, daß er seine »Opfer« zur Exhibition bringt und mittels dieser Exhibition das Wahrhafte, das Typische – und auch das Tragische zeigt. Schmid, der einmal gesagt hat: »Das Künstliche ist keine Maske, sondern einfach Wahrheit«, vermittelt sozusagen beiläufig eine Anteilnahme, nach der die professionellen Wahrheitsfinder so heftig streben, daß sie ihr Ziel verfehlen. Denn wäre Schmid ausgezogen, um die Tragik, die Einsamkeit, die seelische und finanzielle Misere von Leuten aufzuzeigen, die von einer (mehr oder weniger) glanzvollen Vergangenheit zehren (oft hört man die Alten im Film sagen, daß alles nicht mehr so sei wie früher, daß die Musik im Abstieg begriffen sei, oft sieht man sie inbrünstig zu einem Porträt vergangener Größen – und sei es gar »il nostro povero Principe Umberto!« – aufblicken), wie leicht hätte das larmoyant werden können. Grenzgänge auch hier, sicher, aber sie geschehen so diskret, daß die Wucht der Trauer eher ein Nachzittern ist. Da ist etwa der tatterige Komponist Puligheddu, der im Schein der Taschenlampe endlos seine Diplome vorzeigt und sich »einer der besten italienischen Komponisten« mit hunderten von Werken und der gottgesandten Gabe der freien Improvisation rühmt. Und dann bittet man ihn, etwas zu spielen, und aus einem vorsintflutlichen Instrumentengebilde ertönen grausige Harmoniumklänge, die eine orientalische Melodie darstellen sollten und einen Provinz-Barpianisten beschämen würden! Ich weiß nicht, wie Schmid das macht, jedenfalls ist die Szene nicht lächerlich, bloß rührend.

Die kleinen Gesten der Senilität, die Monomanie des Greisentums, die Kommunikationslosigkeit dieser eitlen, mitunter kleinlichen und anflugsweise hämischen Primadonnen (»Mein Zimmer ist größer«, meint die Scuderi händchentätschelnd beim Besuch des identischen Zimmers ihrer Nachbarin) sind allgegenwärtig, doch immer werden sie vom diskreten Charme der nostalgiebesessenen Altstars hinweggespült. Man kann es nicht anders sagen: Es ist der grenzenlose Kredit, den Daniel Schmid ihnen gibt, es ist die Liebe, die aufrichtige, unverstellte zu ihnen und zur Oper, welche ein Porträt ermöglichen, das jede Karikatur von vornherein ausschließt. Am Schluß singen die Heiminsassen für das Filmteam »O sole mio«, sie singen es laut, von Herzen, einige krähen schamlos dazwischen. Man kann herzlich lachen: Nicht über sie, mit ihnen.

Konkret 02/85, S. 76

Arno Luik

»Bäng! Bäng! Bäng! - Das gehört auf Film!«

Emile de Antonio ist der meistobservierte Dokumentarfilmer der USA. »Underground«, sein Film über die Weathermen Stadtguerilla, sollte bereits vor Fertigstellung beschlagnahmt werden. Mit neunjähriger Verspätung ist der Film jetzt auch in der Bundesrepublik zu sehen

Noch keine 22 Jahre alt, steht er schon auf der Feindesliste des FBI. »Wir schlagen vor«, schreibt Direktor J. Edgar Hoover am 14. Oktober 1941 an den Chef des Sicherheitsdienstes, »dieses Individuum im Falle eines nationalen Notstands in ein Internierungslager zu überführen.« Ein anderer Staatsschützer notiert: »Das Subjekt hat keine Religion und ist ein erklärter Atheist. Er hat keine Moral. Ich würde ihm nicht trauen.«

Das Subjekt – Emile de Antonio – »Amerikas führender radikaler Dokumentarfilmer«.

De Antonio, Sohn reicher Eltern, wurde noch mit Chauffeur in die Schule gefahren. Wegen »kommunistischer Aktivitäten« (FBI-Aktennotiz) muß er 1938 die Elite-Universität Harvard verlassen. Er ist Mitglied im linken John-Reed-Club und in der Young Communist League. Als er streikende Arbeiter organisieren will, landet er im Gefängnis. Im Krieg Pilot, ist er »danach einfach gegen alles.« Versucht sich als Philosophielehrer, Hafenarbeiter, Verleger und Produzent. Heiratet auch einige Male. Jahrelang ist er Kultfigur der New Yorker Szene, verhilft John Cage zum ersten Konzert, managt Veranstaltungen mit Robert Rauschenberg und Jasper Jones und macht Andy Warhol – wie der ihn später lobt – zum Künstler.

Zum Film kommt de Antonio mit 40 und eher zufällig. *Pull my daisy,* ästhetische Rebellion einiger Koryphäen der Beatgeneration, hat ihm gezeigt, daß Film mehr als einlullende Unterhaltungsware sein kann: »Der Film war gut und was wichtig ist: Er kostete fast nichts. Ich hasse den Gedanken, daß so viel Geld für Film ausgegeben wird. Das ist dann ein Industrieprodukt, der Regisseur ein Bankangestellter. Die wirklichen auteurs sind die Absolventen der Harvard Business School. Für sie zählt nur die Frage, ob ein Film Profit bringt.«

So unterscheidet sich schon de Antonios erster Film in Form und Stil vom Hollywoodkino und dessen Hochglanzprodukten: *Point of order* (1963) ist eine Collage aus Bild-Abfall, in dreijähriger Arbeit zusammengeschnitten aus 189 Stunden Fernsehübertragung der Armee-McCarthy-Anhörungen aus dem Jahre 1954. De Antonio über seine Methode: »Ein Schwein, lange genug ausgestellt, entlarvt sich selbst.« Die Kritik feiert den Film als gelungene Abrechnung mit dem McCarthyismus.

Immer geht es in seinen Filmen um Geschichte. Genauer: um eine Geschichte, bei der die Widersprüche nicht weggebügelt, die Ungereimtheiten nicht kaschiert werden. »Wir werden mit Neuigkeiten überflutet, die uns eine pathologische Härte, eine Gleichgültigkeit dem Leben anderer Völker gegenüber geben. Die Massenmedien sind *das* Unterdrückungsinstrument. Sie sorgen dafür, daß wir in den Löchern bleiben. Geschichte zurückzugewinnen und sie für uns anzueignen, das ist Politik. Nostalgie ist reaktionär. Sie versüßt die Bitterkeit und die Wut, die in wirklicher Geschichte und im Kampf immer gegenwärtig sind.«

Geschichte zurückgewinnen, Zusammenhänge zeigen soll auch sein Vietnam-Film *In the year of the pig* (1969). Er ist zugleich eine Attacke auf den lähmenden, nichts erklärenden Dokumentarismus der TV-Kriegsberichterstatter. Kein moralisierender Film, sondern ein Plädoyer für den bewaffneten Freiheitskampf. Als Ho Tschi Minh stirbt, wird de Antonio zum Filmen der Beerdigung nach Hanoi eingeladen. Aber dazu kommt es nicht. Das US-State-Department verzögert einfach die Auslieferung des Telegramms.

Es kommt schon mal vor, daß das Weiße Haus und das FBI glauben, einschreiten zu müssen. 1971 etwa, als de Antonio seine Ansichten über den damaligen Präsidenten Nixon zu einem Film verarbeitet. *Millhouse: a white comedy* ist ein anarchistisches Spektakel, eine sarkastische Komödie. Durch Zufall ist de Antonio an das Material herangekommen: »Eines Tages sagt ein Typ am Telefon: 'Wir haben das gesamte NBC-Filmarchiv über Nixon geklaut. Wir geben es ihnen, wenn Sie daraus sofort einen Film machen' Ich ließ mir 20 Minuten Bedenkzeit geben. Als er wieder anrief, schlug ich ihm vor: 'Kommen Sie irgendwann heute Nacht. Der Hausmeister wird Sie hereinlassen. Ich will Sie nicht kennen. Sie wollen mich nicht kennen' Als ich am nächsten Morgen in mein Büro kam, lagen da 500 Rollen Film. Die Hälfte davon konnte ich nicht gebrauchen. Ich schenkte es den Kubanern. Santiago Alvarez hat es in seinen Filmen verwendet.«

Millhouse, kommentarlos aus diesen NBC-Aufzeichnungen zusammengeschnitten und durch sensibel geführte Interviews ergänzt, ist ungemein wirksam. Nicht weil de Antonio die Wahrheit über Nixon festmacht, sondern weil aus den offiziellen Verlautbarungen, Statements und Kommuniqués an allen Ecken und Enden die Lügen hervorquellen. Nixon erledigt sich konsequent selbst und mehr noch: Ein System wird unbarmherzig vorgeführt, das Gestalten wie ihn produziert und nötig hat. »Das sind die übelsten 90 Minuten« heult ein indignierter Kritiker, »die jemals zu einem Film verarbeitet wurden.« Auch Nixon kann überhaupt nicht lachen. Als einzigen Filmemacher setzt er Emile de Antonio auf seine berüchtigte

Feindesliste. Aber nicht genug damit: Seine Gefolgsleute Haldeman, Dean, Caulfield, Mitchell (die Watergate-Gang) und Fred Fielding (z. Zt. Berater Reagans) bringen das FBI auf Trab. Material, das de Antonio denunziert, soll in die Massenmedien lanciert werden. Nicht ohne Erfolg. Eine Kinokette mit 70 Theatern im Mittleren Westen nimmt *Millhouse* aus dem Programm. »Mir wurde mitgeteilt«, erfährt de Antonio von einem Kinobesitzer, »daß wir *Millhouse* nur zeigen könnten, wenn wir gleichzeitig einen Film im Programm haben, der 100 Prozent pro Nixon ist.«

Zehn Memoranden mit dem ehrwürdigen Briefkopf des Weißen Hauses gibt es. Für de Antonio sind sie wichtiger als all die Preise, die er gewonnen hat und Beweis dafür, daß »Dokumentarfilme diesen Bastarden mehr schaden als Spielfilme.«

1975 geht de Antonio für ein paar Tage in den Untergrund, um einen Film mit und über Stadtguerillas zu machen. Die Weatherman Underground Organisation (WUO) war aus dem amerikanischen SDS (Students for a Democratic Society) hervorgegangen. »Ich war«, erzählt de Antonio, »immer von der liebevollen Sorgfalt beeindruckt, mit der sie ihre Bomben zur Explosion brachten. Nie wurde dabei jemand verletzt. Und sie waren alle gegen Symbole der Unterdrückung und Autorität gerichtet.« Brieflich hatte er mit ihnen Kontakt aufgenommen: »Ihr habt«, heißt es da »ein Meisterstück des politischen Theaters kreiert, das nicht nur den Polizeistaat enthüllt, sondern auch zeigt, daß es möglich ist, ihn zu schlagen.« Und dazwischen gekritzelt: »Das gehört auf Film. Bäng. Bäng. Bäng.« Das finden auch die Weathermänner und -frauen.

Noch bevor das Zelluloid trocken ist, versucht das FBI, de Antonio aus dem Verkehr zu ziehen. »Plötzlich standen diese Kerle herum«, erinnert sich de Antonio«, ihre Knarren sah man, und sie taten so, als ob sie einen Reifen wechseln müßten.« Männer in Regenmänteln, Hüten und Feldstechern bewachen das Haus. Wütend ruft de Antonio beim FBI-Hauptquartier an: »Zieht Eure verdammten Arschlöcher ab!« Das FBI antwortet mit einer gerichtlichen Vorladung: Er wird aufgefordert, sein

gesamtes Material abzugeben. Es ist das erste Mal in der Geschichte des amerikanischen Films, daß ein Streifen vor seiner Fertigstellung beschlagnahmt werden soll.

Larry McDonald, Abgeordneter für Georgia und bis zu seinem Abschuß im 007-Spionageflug Vorsitzender der reaktionären John-Birch-Society, schäumt am 30. Juli im US-Senat: »Jetzt macht eine Gruppe von Hollywoods linken Verrückten ein Propagandastück über diese Kriminellen. Rädelsführer ist der berüchtigte Emile de Antonio, der Macher einer Reihe pseudodokumentarischer linker Propagandafilme.«

De Antonio wird beschattet und elektronisch überwacht. Die Sicherheitsbehörden ermitteln gegen ihn wegen Verdachts auf Rebellion, Befürwortung eines Umsturzes. Eine Treibjagd wird veranstaltet, die dann selbst der Hollywoodcommunity zu weit geht. »Wir unterstützen«, heißt es in einer Solidaritätsadresse, »das Recht dieser Leute, einen Film über die WUO zu machen.« In der »Congressional Record« werden alle, die unterzeichnet haben, für die Nachwelt festgehalten: Hal Ashby ist ebenso dabei wie Shirley MacLaine, Jack Nicholson und Robert Wise. Prominente Ausnahmen: Jane Fonda und Ronald Reagan.

Nach einjähriger Verzögerung kann *Underground* schließlich fertiggestellt werden. Aber die Eigentümlichkeiten fangen erst an. Der Film, zum Festival in Cannes gebeten, wird wieder ausgeladen. Er hat – wie es in der Begründung heißt – nicht die richtige Millimeterbreite. Der renommierte Verlag Dunlop & Grosset, der für das Buch zum Film bereits 12.500 Dollar bezahlt hat, will nun von dem Projekt nichts mehr wissen, verlangt auch den Vorschuß nicht zurück. Dan Talbot, Verleiher der unabhängigen amerikanischen Filmemacher, hat sich für 50.000 Dollar die Rechte an *Underground* gesichert. Auch er will aus dem Vertrag entlassen werden.

1977 erwirbt der WDR den Film – und läßt ihn im Archiv verschwinden. »Unser damaliger Programmbereichsleiter und jetziger Direktor der Bavaria, Dr. Rohrbach«, so WDR-Redakteur Reichart, »hielt den Film für einseitige Agitation und gab nicht seine Zustimmung, den Film auszustrahlen. Eine wichtige Rolle spielte dabei auch das politische Klima.« Verständlich, daß Dr. Rohrbach 1977 während der allgemeinen Terroristenjagd Schaden vom deutschen (Fernseh)-Volk fernhalten wollte. Zur Ausstrahlung kommt es wohl nicht mehr, denn heute, weiß Reichart, »muß die Auseinandersetzung mit dem politischen Extremismus anders geführt werden.«

Allen Klischeevorstellungen, aber auch allen Verklärungen der Stadtguerilla läuft *Underground* locker zuwider. Es ist ein Interviewfilm, bei dem aus verständlichen Gründen – und sehr zum Leidwesen von Kameramann Haskell Wexler *(Einer flog über das Kuckucksnest / Wer hat Angst vor Virginia Woolf?)* – die Gesichter der Befragten nie scharf gezeigt werden können.

Kathy Boudin (1984 zu einer 40- bis 90jährigen Gefängnisstrafe verurteilt) will von den Filmemachern wissen: »Wie machen wir am besten einen Film, der anderen Leuten das Gefühl gibt, daß sie in diesem Land eine Revolution machen können!« »Indem Ihr erzählt«, antwortet de Antonio, »wie Ihr dazu gekommen seid. Du, eine Frau in einem bestimmten Alter, unter folgenden Bedingungen, aufgrund folgender Ereignisse.« Und die fünf Revolutionäre erzählen von ihrer politischen Entwicklung, ihren Zielen und Fehlern, vom Leben im Untergrund. Sie diskutieren über die Frage von Gewalt

und Gewaltlosigkeit, schwelgen in persönlichen Erinnerungen oder üben sich in Selbstkritik. De Antonio verbindet die Aussagen mit historischem Material so, daß der individuelle Werdegang der Stadtguerillas in einen übergreifenden und damit erklärenden geschichtlichen Zusammenhang gestellt wird: Es entsteht das Psychogramm einer Generation, eine lebendige Anthologie der sozialen Bewegungen in Amerika und ein historisches Dokument einer bewegten und bewegenden Zeit.

De Antonios Filme sind seismographische Berichte über den Zustand seines Lebens. Es sind Dokumente wider die Arroganz der Mächtigen, Dokumente eines ungebrochenen Widerstands. Stets versucht er, verhärtete Denkstrukturen aufzubrechen. Ob ihm das immer gelingt, darüber macht er sich wenig Illusionen. »Die Leute, die ich erreichen will, gehen nur ins Kino, um sich zu unterhalten.«

Aber manchmal erreicht er sie dann doch: Wie mit seinem letzten Film *In Sachen King of Prussia* (1981). Der Film über eine christliche Friedensgruppe, die Nuklearwaffen zerstört hatte und dafür zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt worden war, wirkt direkt auf die Wirklichkeit zurück. Nach Filmvorführungen kommt es zu Besetzungen von Fabriken, die Kriegsgerät produzieren.

Demnächst wird de Antonio seinen ersten Spielfilm drehen. Er wird biographisch angelegt sein. Die Rohfassung des Drehbuchs liegt vor. Sie stammt vom FBI. In den USA gibt es ein Gesetz, das es jedem Bürger ermöglicht, alle Dokumente einzuklagen, die der Staat über ihn gesammelt hat – insofern sie nicht als »geheim« eingestuft werden. De Antonio hat geklagt und inzwischen mehr als 5000 Seiten zugeschickt bekommen. Das Material reicht zurück bis zu seinem 12. Lebensjahr. – Es liest sich wie ein staatlich geführtes Tagebuch. Genug Stoff für eine richtige Science-Fiction-Geschichte. Einen Titel hat er schon: *Ein Radikaler in seinen besten Jahren, mit den Augen seiner Regierung gesehen.* Allerdings ist er skeptisch, daß ihm noch genug Zeit bleibt, denn »unter Reagan kann ich Konzentrationslager für dieses Land kommen sehen. Mein Instinkt sagt mir, hierzubleiben und zu kämpfen. Mein Intellekt sagt mir, es ist Zeit, sich für das Leben im Exil vorzubereiten.«

Konkret 02/85, S. 80

Notizen

AIDS reichts mit AIDS

Früher kamen alle Dinge, auch die kleinsten, von Gott. Heutzutage denkt jeder, der denkt, gleich an die CIA. Aber der Presse-Offizier der BRD-Dependence in Heidelberg sagt, sie hätten damit nicht das geringste am Hut: »AIDS isn't a special weapon created from us«, sagt er bündig und das war er dann auch schon, sein »comment«.

Ja, AIDS. Amerikanisch ausgesprochen Eidss. Neben der Einäscherung des tropischen Regenwaldes und der gründlichen Beseitigung der Erwerbslosigkeit ist AIDS *das* Thema zum Jahrtausendfinale. Wär man es nicht schon, man könnte verrückt werden. AIDS, AIDS und nochmal AIDS. Titelgeschichten, Taschenbücher, TV über AIDS. AIDS allerwege. Vier Seiten AIDS-Extra in der »Hamburger Rundschau«, wo sonst der geschwürflossige Elbhecht sein Plätzchen hat. AIDS bis zum Gehtnichtmehr. Frank Ripploh fährt nicht mehr mit der Droschke zum Abort. Nur ausgekochte, kaltblütige und todesmutige Kamikazeficker schwitzen, und wahrscheinlich doch mehr aus Angst denn aus Liebe, in den Homo-Saunen und die Päpstin der Schwulen, Rosa I., steigt vom hohen Roß der Promiskuität und empfiehlt niedergeschlagenen Auges und mit gefalteten Händen die feste, vor Ansteckung durch Dritte gefeite Zweierbeziehung. Ja, Heilandsack, ist das noch ein Schwulenleben?

Auf der anderen Seite, und wenn ich andere Seite sage, dann meine ich die andere Seite: Ist da die Exitus-Kacke etwa nicht am Dampfen, wie? Der solide Milzbrand, der schon so manchem Hetero den Strom ausgeknipst hat? Und der Gattentod? Der Magendurchbruch? Das Wohngift? Das Raucherbein und die Schmalzleber? Blitz-, Herz-, Hirn- und Hitzschlag? Alles nur ein Klacks und nix? Und vom Herpes genitalis spricht auch kein Schwein mehr. Nur AIDS. AIDS und nochmals AIDS. Es ist, um im Stile Martin Buchholzens sich auszudrücken, aidsend. Wie gesagt, man könnte verrückt werden, wenn... Nur gut, daß es Leute gibt, die diese himmelhohen Rauchsäulen aus den Jammerschloten auch nicht mehr sehen können. Wie Hein Lütt vom »Interessenverband der Verkehrstoten e. V.«: »Wir kommen '85 auf gut 15.000 Mitglieder, wenn ich das mal so salopp sagen darf«, sagt er, als ich ihn auf die AIDS-Strecke anspreche. Da sollten sich die AIDSler mal ganz kleinmachen, meint er und zeigt mir stolz die 8.000 Leitzordner mit dem Kondolenzschriftwechsel. Lediglich sandpapierrauhes Lachen der Verachtung hat auch Chalif Rammada von der iranischen Botschaft in Bonn für das AIDS-Gewese übrig: »Unsere Jungs kennen kein AIDS, die gehen mit zwölf an die irakische Front und kommen mit dreizehn in den Himmel«, sagt er in seinem mit einem überlebensgroßen Chomeiniporträt geschmückten Büro. Im real existierenden Sozialismus ist AIDS Thema non grata. Professor Manfred von Ardenne experimentiert zur Zeit an Verjüngungsdrüsen und hat für andern Kram keinen Sensus, während der marxistische Generalist Professor Kuczynski augenzwinkernd meint, daß AIDS »ein Binnen-Phänomen des Imperialismus« sei.

Aus Amerika denn auch die gute AIDS-Nachricht. Bei einem 51jährigen Manager lief der AIDS-Countdown. Was tat der Mann? Er setzte sich an den Firmencomputer und lenkte drei Millionen Dollar auf seine Privatkonten um. Die paar Jahre, sagte er seinen Richtern, wollte er gern noch was vom Leben haben. Nur so geht's!

Horst Tomayer

Strahlenfutter

Was passiert hinver den Festungsmauern eines Atomkraftwerks? Und wie gefährlich ist der Job im »heißen Bereich«? Uwe Herzog hat Beschäftigte vor Ort über die Risiken befragt – von Würgassen in Nordrhein-Westfalen bis nach Ohu an der Isar. Die Ergebnisse seiner Recherchen hat er einmal nicht als Buch, sondern als Kassette veröffentlicht. Und das mit Grund: Es war ihm gelungen gemeinsam mit einer Tontechnikerin und einem Fotografen zu einer offiziellen Besichtigung des ältesten kommerziellen Atomkraftwerks der Bundesrepublik geladen zu werden. Der Direktor persönlich übernahm die Führung, während das Tonband lief. Dessen eher treuherzige Bekenntnisse (»Wir haben keine Probleme, nur Situationen, die wir beherrschen«) hat Herzog nun mit den Aussagen der Arbeiter konfrontiert. Und die zeigen, wie wenig die Manager im Griff haben: Da werden Unfälle vertuscht, Strahlenpässe nicht ausgefüllt oder aus dem Verkehr gezogen, Aushilfen werden über die Krebsgefahr im Unklaren gelassen oder, wenn die Strahlenbelastung zu hoch wird, schon nach wenigen Tagen – manchmal schon nach Stunden – gegen neues »Fremdpersonal« ausgetauscht: »Strahlenfutter«, wie das die Branche nennt. Die Kassette (mit einem knappen Begleittext) kostet DM 16,80 und ist zu beziehen über die Network Medien-Cooperative, Hallgartenstr. 69, 6000 Frankfurt 60.

Umwelt-Charts

Gegenwärtig werden in der DDR 70 Prozent des Gebrauchtglases (ohne Pfandflaschen) und 50 Prozent des Altpapiers wieder in den Produktionskreislauf zurückgeführt. Die DDR steht damit bei der Wiederverwertung nach Taiwan und Japan an dritter Stelle in der Welt.

Ökologie der Kultur

Akademiemitglied Dmitri Lichatschow, UdSSR, schlägt vor, die Ökologie-Diskussion um den Arbeitsbegriff »Ökologie der Kultur« zu erweitern. Als das Glockengeläute von Rostow mit viel Aufwand restauriert worden war, war niemand geblieben, der die Glocken richtig schlagen konnte. Was heute vom Turm klingt, kommt von einer Platte, die vor zehn Jahren aufgenommen worden war. Glockenturm und Glocke gelten als Denkmal, das Glockengeläut nicht. Aufgabe einer »Ökologie der Kultur« wäre es, so Lichatschow, auch die handwerkliche Fertigkeit und die künstlerische Fähigkeit des Glockenspielens zu »restaurieren«.

HAP Grieshaber 1909 - 1981: Lebenswerk

Im vergangenen Jahr wäre HAP Grieshaber 75 Jahre alt geworden. Aus diesem Grund zeigt das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe – nach Stuttgart – die erste umfassende Werkschau des »Partisanen« am Druckstock. Neben den Holzschnittarbeiten sind die weniger bekannten Tuschen, Aquarelle, Bleistift- und Silberstiftzeichnungen zu besichtigen (vom 17. Januar bis 10 März). Das *Affenbild-Blatt* von 1962 ist dem Katalog entnommen

Konkret 02/85, S. 82

Georg Fülberth

Bücher: Ohne Gorz ins Paradies

André Gorz: Wege ins Paradies. Thesen zur Krise, Automation und Zukunft der Arbeit. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Rotbuch Verlag 1984,160 Seiten, DM 14. □

Das Buch von André Gorz, vor dem viele Spontis ihre Weihrauchkerzen anzünden und das auch einige Sozialdemokraten loben – sei es aus Taktik, sei es, weil ihnen nichts Eigenes einfällt – heißt »Wege ins Paradies« und ist als Verfallsprodukt ehemals marxistischen Denkens von jener hektischen Schönheit, welche die Dichter manchen Schwindsüchtigen nachsagen. Sein Verdienst besteht darin, daß es die Linken im Kapitalismus auffordert, an die Zukunft zu denken.

Gorz geht von realen Tendenzen aus: der raschen Steigerung der Produktivität, welche ständige Senkung der Arbeitszeit technisch möglich macht. Er schlägt die Reduzierung entfremdeter Tätigkeit auf zwanzigtausend Stunden pro Leben vor, die von sämtlichen Gesellschaftsmitgliedern zu erbringen seien. Dafür sollen alle ein garantiertes Mindesteinkommen erhalten. Losgelöst davon könne eine Sphäre autonomer Tätigkeit entstehen.

Als kreativer Publizist benennt Gorz so Besonderheiten seiner eigenen Lebenslage, welche die Vorwegnahme möglicher besserer Zustände erlauben. Zugleich entwirft er damit eine Gegenperspektive zur Situation arbeitsloser Akademiker, die eine ausreichende materielle Grundlage brauchen, um ihre intellektuelle Identität entfalten zu können und trifft überdies die Frustration fünfundvierzigjähriger Wirtschaftsprüfer, welche gern bereit wären, lediglich fünftausend netto zu verdienen, wenn sie nur früher Feierabend hätten. (Auch der Generaldirektor von Hoechst, so berichtet Gorz, habe sich inzwischen auf eine indonesische Insel abgesetzt.) Beide Gruppen und ihr Autor könnten davon ausgehen, daß die Schaffung einer erweiterten Sphäre selbstbestimmter Zeit neben reduzierter Erwerbstätigkeit auch im Interesse der Prolos liege. Die neue Gesellschaft nennt Gorz denn auch zuweilen »kommunistisch« .

Mag der Ursprung solcher Überlegungen gleichsam bourgeois-sozialistisch sein, so ist hier doch eine Perspektive, in die gewerkschaftliche Kämpfe gestellt werden können. Zum Beispiel die Fünfunddreißig-Stunden-Woche. Sie muß mehr sein als eine völlig ungenügende Maßnahme zur Dämpfung der Arbeitslosigkeit. Die Produktivität steigt schneller, als daß eine Verringerung um drei bis fünf Stunden viel nützen würde. Arbeitszeitverkürzungen können nur dann zur Vollbeschäftigung in einer Branche führen, wenn sie im selben Tempo stattfinden wie die Rationalisierung. Das aber setzt nichtkapitalistische Produktionsverhältnisse voraus.

Wir haben hier also zugleich eine Utopie und eine notwendige politische Praxis. Dazwischen muß der springende Punkt sein, der beide entweder voneinander trennt oder sie miteinander verbindet.

Anders als oppositionelle Utopien gehen bürgerliche Prognosen vom Weiterbestehen des Kapitalismus aus. Ein Beispiel ist der Bericht der Kommission »Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen«, den sich der baden-württembergische Ministerpräsident Späth schreiben ließ. Dort zeigen sich in der Bestandaufnahme und in der Trendanalyse Parallelen zu Gorz' Befund. Zentral steht auch hier die Einsparung von menschlicher Arbeit durch Automatisierung und Informatisierung. Als Konsequenz wird allerdings nicht in erster Linie Arbeitszeitverkürzung vorgeschlagen, sondern Teilzeitarbeit, Individualisierung, »Flexibilisierung« in den Arbeitsverhältnissen, kurz: Arbeitslosigkeit in verschiedenen Formen und Verschleierungen. Sie hat einen strategischen Zweck: Senkung der Lohnkosten muß der deutschen Wertarbeit nationale und internationale Märkte sichern und den Profit steigern. Das hohe Maß an innen- und außenpolitischer Gewalt, das notwendig ist, um die kapitalistische Ordnung in die Bahnen solcher Prognosen zu bringen, wird zwar in jeder beliebigen Zeitungsausgabe sichtbar, nicht aber in solchen Entwürfen. Derlei Arbeitsteilung ist ideologiepolitisch sinnvoll.

Auch André Gorz vertraut sich der scheinbar weichen Welle an. In den sechziger Jahren, mit seinem Buch »Zur Strategie der Arbeiterbewegung im Neokapitalismus«, propagierte er eine auf die Gewerkschaften gestützte syndikalistische Reformpolitik. 1980 nahm er »Abschied vom Proletariat«. Als Subjekt der Transformation scheidet diese Klasse für ihn ab sofort auf. Dennoch wendet er sich weiter auch an die Gewerkschaften.

Wirkliches Subjekt der Entwicklung aber sind für ihn letztlich die neuen Technologien, welche die Gesellschaft aus den alten Ordnungen des Kapitalismus und Sozialismus hinausentwickeln und dabei die »Nicht-Klasse der Nicht-Arbeiter« hervorbringen. Sie wird von ihm als politischer Faktor postuliert, aber nur als Phänomen benannt, ohne daß klar wird, worin ihre umwälzende Tätigkeit denn bestehen kann. Der Kapitalismus ist zwar nicht mause-, aber (so wörtlich) halbtot, der real existierende Sozialismus ein »toter Stern«, »Industrialismus« sind sie beide. Die freie Assoziation der in kleinen Gruppen miteinander verbundenen Individuen frißt den Kapitalismus gleichsam von innen auf. »Die meisten Innovationen kommen aus Mikrobetrieben; diese entstanden besonders in den Vereinigten Staaten aus dem Zusammenschluß von zwei oder drei Hochschulabsolventen oder Ingenieuren, die der Großindustrie den Rücken gekehrt haben, oder (in Italien) aus dem Zusammenschluß eines Vorarbeiters, der nach dem Besuch von Abendkursen die Großfabrik verlassen hat, mit einigen seiner Facharbeiter.« Das ist nun allerdings nicht Utopie, sondern Gegenwart, und hier liegt der schwache Punkt: Gorz

nimmt offensichtlich an, daß sich die jetzigen Zustände recht einfach zu einer besseren Zukunft fortschreiben ließen. Eine Starthilfe gibt vielleicht ein Landesprogramm für technologiebegabte Existenzgründer, für die Sitzenbleiber greift der Westberliner Senator Fink in einen Topf zugunsten alternativer Projekte.

Derlei aktuelle Praxis ist noch nicht Gorz, denn dieser will gleichen Anteil aller Gesellschaftsmitglieder an autonomer und heteronomer, selbstbestimmter und entfremdeter Arbeit. Aber eine Utopie kann ein guter Ausgangspunkt für faule Kompromisse sein, wenn sie drei grundverschiedene Sachen ständig durcheinanderbringt: erstens diese Gesellschaft, zweitens eine ganz andere Gesellschaft und drittens den Weg dorthin.

Hier stellt sich also die Frage nach der Autonomie linker Zukunftsvorstellungen. Ende der sechziger Jahre wurden diese in Abgrenzung vom Keynesianismus entwickelt, konnten aber durch ihn von Mal zu Mal praktisch vereinnahmt werden. Das endete mit Katzenjammer. Jetzt flüchtet man zu einigen antietatistischen Axiomen der alten antiautoritären Bewegung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dabei die Hegemonie des Keynesianismus en passant durch eine wiederum nicht genuin sozialistische Position abgelöst wurde, wobei jetzt nicht mehr Keynes die Falle stellt, sondern Milton Friedman. Auf halbem Weg zu solchem Ende ist André Gorz bereits dem Glotz vor die Füße gefallen. Der apportiert ihn schweifwedelnd »den nachdenklichen Minderheiten der Wachstumskapitale« .

Eine derartige Umwidmung ist verfälschend, weil für Gorz – aber nicht für Glotz – der Bereich der »heteronomen Produktion« vergesellschaftet sein muß. Ein Übergang ist notwendig von der Kapitallogik der verbleibenden Großproduktion zu deren Planung, von der (allenfalls) Sozialhilfe für die Marginalisierten zu selbstbestimmter Arbeit für alle. Gorz sieht das so: »Diese objektive Möglichkeit wird sich natürlich nur dann verwirklichen lassen, wenn ein politischer Wille dahintersteht. Warum sollte er nicht auftauchen?« Der auftauchende Wille – das ist von einem früher umfassenderen Konzept antikapitalistischer Strukturreformen übriggeblieben .

Zwar ist es auch für Gorz unvermeidlich, daß eine Sphäre der Heteronomie weiterbesteht, jedoch gesamtgesellschaftlich verantwortet wird. Dennoch sind die sozialistischen Länder, weil totalitär, also durchgehend autonomiefeindlich, dem Paradies noch ferner als eine moderne kapitalistische »Informationsgesellschaft«. Längst wirft er ausgerechnet den Westdeutschen vor, sie brächten nicht genug Antikommunismus auf.

»Spiegel«: Und ein französischer Linker sagt nun: Lieber tot als rot?

Gorz: Wenn man es auf diese einfache Formel reduziert: ja. (4/82)

Falls das Paradies gegen das Reich des Bösen verteidigt werden muß, sind Raketen notwendige Güter aus dem heteronomen Sektor. Sollte der Gorz-Kommunismus erst möglich sein, nachdem der Sowjetstern seinerseits zu einem Garten Eden umgestaltet worden ist (von unten?), ist es den Kapitalisten im Westen nicht zu verübeln, wenn sie in Auftragsverwaltung einer künftigen befreiten Gesellschaft Waffen produzieren und in Schuß halten

Gorz' Vorstellung vom Übergang besteht in der Halbierung der bisherigen Geschichte. Das hält er für Aufhebung, die aber in Wirklichkeit eine harte Sache ist. (Falls man das nicht will, kann man's ja vielleicht auch bleiben lassen.) An den vorkapitalistischen Gesellschaften schätzt er, daß dort die »unentgeltlichen Tätigkeiten in die produktiven Arbeiten eingebettet« gewesen seien. »Feste und Feiern unterbrachen die Arbeit und strukturierten die Zeit, jede Tätigkeit hatte ihre Lieder und Tänze, die Werkzeuge waren verziert usw.« Er leugnet nicht, daß damals »die Mächtigen durch Unterdrückung, Grausamkeit und Willkür herrschten.« Aber die Idylle wird in dem Maße zu ihrem Recht kommen, in dem das Zeitalter des außerökonomischen Zwangs zu Ende geht: Aus dem Buch »Die dritte Welle« von Alvin Toffler hat Gorz gelernt, daß in den USA gegenwärtig nicht nur der Industrialismus, sondern auch der Staat im Zusammenbruch begriffen sei.

Festklammern am Proletariat mag ja dogmatisch sein. Aber das Abheben auf den Flügeln einer Nicht-Klasse bringt der Realität offensichtlich ebenfalls nicht näher. Dies gilt auch dann, falls die zwischendurch eingestreuten Entdeckungen, in den Vereinigten Staaten hätten früher Fürsten regiert und David Ricardo sei ein Sozialist gewesen, zu Lasten der Übersetzerin gehen sollten.

Gorz' Paradies allerdings bleibt schön. Es muß wohl ohne ihn gefunden werden.

Gelingt es dem Kapitalismus, noch einmal bei Erneuerung seiner technologischen Basis seine Lebensdauer zu verlängern, dann mögen Gorz' Vorschläge allenfalls in der Lage sein, eine Art Knautschzone zu liefern. Das wäre kein Paradies, sondern einerseits ein riesiger kapitalistischer heteronomer Sektor, andererseits eine winzige reformistische Innenausstattung. Wahrscheinlich reicht es noch nicht einmal dazu.

Stimmt Gorz' Prämisse nicht, so hat er am Ende auch vom Paradies keine rechte Ahnung. Es mag dann später und gründlicher kommen und ist vielleicht gar nicht dualistisch, bloß weil ein alter Existenzialist sich nichts anderes vorstellen kann. Gorz' Vision wäre in diesem Fall so schön und falsch wie frühere Utopien auch.

Konkret 02/85, S. 84

Walter Klier

Bücher: Mit dem Geliebten aufs Land

Tony Duvert: Als Jonathan starb, rosa Winkel Verlag 1984, 29.80 Mark

Ein Mann, der einen Knaben liebt: und weil er das, von Gesellschaft und Moral wegen, nicht darf, geht es schlecht aus. So daß am Ende »eine respektvoll erschütterte Welt die Nachricht von seinem Tode« erfährt. Das bei alt und jung beliebte Werk von Thomas Mann, Der Tod in Venedig, hält in der Taschenbuchausgabe beim 1050. Tausend. Der Film zum Buch ist immer von neuem so schön dekadent und belanglos und traurig. Aschenbach, der Pädophile nach dem Geschmack des deutschen Lesers.

Jetzt kommt das Thema noch einmal. Tony Duvert gehört zur Generation der Vierzig- bis Fünfundvierzigjährigen, die mitgeholfen haben, die französische Literatur von den eisigen, fernen Höhen des Nouveau Roman (als dem letzten Kritiker die Zehen eingeschlafen waren; von allfälligen, in Ritzen und Höhlen überlebenden Lesern zu schweigen) wieder in bewohnbare Gebiete herunterzuholen. Seine Bücher erscheinen seit 1967 bei jenen Editions de Minuit, die sich in den Fünfziger Jahren mit Beckett, Robbe-Grillet & Comp. als Pariser Avantgarde-Verlag etablierten. Nun ist der 1978 veröffentlichte Roman »Quand mourut Jonathan« – nein, nicht bei Fischer, es kommen wohl zu viele häßlicher Wörter darin vor – beim Verlag rosa Winkel, Berlin, auf deutsch herausgekommen.

Duvert nennt alles beim Namen. »Wenn er an Jonathan dachte, küßte er ihn, wenn er an den Schwanz oder an den Arsch dachte, bediente er sich ihrer.« Das ist Serge, der gute Wilde, sieben und zuletzt knappe zehn Jahre alt, der Geliebte des Malers Jonathan, der sich von der Welt abgesetzt hat in ein kleines Haus auf dem Land. (Von Aschenbach hatte da noch die »Magd, die ihm das Essen bereitete«, und den »Diener, der es ihm auftrug«. Damit ist, wenigstens in der Literatur, gottseidank Schluß.)

Jonathan kämpft nicht, er distanziert sich, und weil den Käufern seine Bilder gefallen, gelingt ihm das. Kein Repräsentant, kein Märtyrer (um Hans Mayers Typenlehre zu bemühen): ein Deserteur. »Er hatte nie angenommen, daß sein unbeabsichtigter und relativer Erfolg lange dauern werde; und über das enge Milieu, in dem Kunst gedeiht und stirbt, hatte er sich nie Illusionen gemacht.« Die Liebe zu Serge, dieses *bonheur tout cru,* bringt das mühsam gehaltene Gleichgewicht durcheinander. »In einer Hundewelt bedeutet also, ein Kind zu respektieren, es zu pervertieren; seine flüchtige Menschlichkeit zu ermutigen heißt, es in ein Ungeheuer zu verwandeln.« Für den Rest der Welt.

Das Kind hat Eltern. Insbesondere eine Mutter, einen Ausbund an fortschrittlicher Geschwätzigkeit, die das Kind an sich drückt, wenn es in ihren Kram paßt, es bei Jonathan oder ihrer Mutter deponiert, wenn sie es los sein will. Als sie spürt, daß das Kind ihr entgleitet, und die Ursache zumindest ahnt, macht sie der Liebe zwischen Serge und Jonathan den Garaus. »Es ist mein Recht. Ich habe dieses Kind gemacht, ich weiß nicht, ob du dich noch erinnerst.« Es endet nicht ganz ihren Plänen gemäß, es endet schrecklich.

Diese Geschichte ist nun in einer, um das mindeste zu sagen, problematischen Übersetzung zu uns gelangt. Das Original hat zwei Tonlagen: den lakonischen, manchmal wie widerwillig poetisch werdenden Bericht des Erzählers und die direkte Rede, besonders des Jungen, unmittelbar, frisch, Brocken von Natur, die der Wilde um sich wirft. Daraus hat der Übersetzer eine Ebene, besser: einen Brei gemacht.

Der Text schlampt in schnodderigem Neudeutsch dahin, am Ende war mir vor lauter rein, raus, rauf, runter, auftun, klarkommen, gucken und schmeißen ganz übel. Das hängt so rum und motzt gedankenlos dahin. Für Geschlechts- und andere Körperteile gibt es nicht nur im Französischen mehrere verschiedene Bezeichnungen, mit verschiedenem Schärfegrad, verschiedenen Konnotationen. Hier kommen mit deprimierender Einförmigkeit immer der Schwanz, immer der Arsch, immer die Eier. Immer das härteste, gröbste Wort; bis es im Kopf dröhnt.

Wer so am Übersetzer spart, sollte sich weniger bombastische Buchumschläge leisten. Beistrich-, Rechtschreib- und einfache Druckfehler runden das Bild. Die Fahnen noch einmal zu lesen, bevor es ernst wird, kostet doch nicht so viel. Daß die Alternativen aus irgendeinem unerfindlichen Grund die Beistriche immer falsch setzen, habe ich schon gewußt. Mit den Schwulen ist es das gleiche. Die Rezeption eines, wie ich finde, wichtigen und aufregenden Autors wird so möglicherweise auf Jahre hinaus blockiert. Die angedeuteten Mängel lassen vermuten, daß an einer Wirkung über das ohnehin vorhandene Ghetto hinaus kein Interesse besteht. Das Publikum wird segmentiert, die Literatur verhunzt. Frauen lesen nur Frauenbücher, intern gibt es keine Kritik, und von außen wird sie nicht akzeptiert; dasselbe gilt für Schwule, Linke, Behinderte, Arbeitslose, Neger und alle weiteren Randgruppen.

Ich komme mir schon ganz dumm vor, immer noch Céline, Doris Lessing, James Baldwin und Tony Duvert zu lesen, gleichermaßen und ohne innere Beschwerden.

Konkret 02/85, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Es ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen immer gleich die steuerabzugsfähigen Quittungen des Floristen stehn. Johannes Gross, Herausgeber einer Zeitschrift für den Selbständigen, schreibt mir:

Sehr verehrter Leser!

Ich habe für Sie einige Tips und Empfehlungen zusammenstellen lassen, von denen ich meine, daß sie für »Impulse« typisch sind. Die Arbeit der 37köpfigen »Impulse«-Redaktion ist darauf gerichtet, auch Ihnen immer neue Entscheidungshilfen zu geben, die Sie sofort in geldwerten Nutzen umsetzen können.

Nehmen Sie meine Einladung an, und lassen Sie sich das Heft, das auf Ihren Namen reserviert ist, kostenfrei ins Haus kommen. Sie erweisen mir einen persönlichen Gefallen.

Mit den besten Grüßen

Ihr

Johannes Gross

Ich war, so verehrt und gegrüßt, schon drauf und dran, ihm den persönlichen Gefallen zu erweisen, als mein Blick auf die beiliegenden Tips der 37-köpfigen Redaktion fiel:

»Impulse« enthüllt, wer die Staatskasse füllt: Weder die Großindustrie, noch die Masse der Werktätigen, sondern die Klein- und Mittelbetriebe...

Überschrift: »Der Mittelstand finanziert den Staat«. Gleich hinter dieser niederschmetternden Nachricht folgte die Entscheidungshilfe von geldwertem Nutzen:

Wenn Sie bereit sind, für Ihren Geschäftswagen ein Fahrtenbuch zu führen, können die nachgewiesenen Kosten soviel Steuern sparen, daß ein privates Zweitauto damit bezahlt werden kann.

Der Mittelstand finanziert den Staat. Wer aber finanziert den Mittelstand und seine Zweitwagen? Herzlichst Ihr Johannes Gross und die anderen kleinen Leute.

Die westberliner »Tageszeitung« wendet ihren alternativen Journalismus montags auch an die Berichterstattung von Fußballspielen wie dem zwischen dem VfB Stuttgart und dem Karlsruher SC:

Und wenn in der Ländles-Metropole noch zwei Landsmannschaften (Württembergisches Derby) gegeneinander antreten, dann west das Volksvermögen wie die Hasen aufm Wasn: Prügeleien zwischen den Fans gehören zum festen Standart-Programm. . .

Ein Kenner von Land und Leuten, ihren Gebräuchen und Volksliedern, nicht so ein Fachidiot, der nur angeschnittene Flanken kennt und unhaltbare Flachschüsse ins rechte Eck. Daß die Hase uffm Wase allerdings gewest oder gar sich geprügelt haben sollen, anstatt, wie besungen, friedlich zu grasen, ist eine ebenso neue Deutung wie die der badischen Residenz Karlsruhe als einer Stadt Württembergs, paßt jedoch andererseits nicht schlecht zum Standard des Journalismus mit alternativer Standarte:

Der Verein für Ballspiele (VFB) war die stärkere und glücklichere von zwei schwachen Teams.

Die Team ist eine Konzession an die Frauenseite. Was aber sucht hier der Verein für Ballspiele? Soll er einer Floskel, die von Ernst Huberty in tausend Sportschauen gesprochen wurde, zu neuem altheimatsprachlichem Wohlklang verhelfen, Emotionen fürs unabgekürzte vortechnische Zeitalter evozierend, wo Urahne, Ahne, Mutter und Kind in kleinbäuerlicher WG noch beisammen sind? Dann ist er aber ganz schön reingefallen, der alternative Reporter: Der VFB Stuttgart wurde 1896 als Verein für Bewegungsspiele gegründet, gell.

Daß Rudolf Augstein den 8. Mai nicht feiern will, habe ich an anderer Stelle schon berichtet. Es ist ihm aber auch kein anderes Datum recht:

Der Untergang des Hitler-Reichs begann nicht 1939, als der Diktator in seinen Krieg raste; er begann nicht 1933, als er die Macht an sich riß; und er begann auch nicht am 20. April 1889. Er begann vielmehr vor Hitlers Geburt, mit dem Telegramm »periculum in mora«, vom preußischen Kriegsminister Albrecht von Roon am 18. September 1862 nach Paris geschickt. . .

Ist das nicht inkonsequent? Begann der Untergang nicht viel früher? Als Roon geboren wurde? Oder als Roons Großvater Roons Großmutter nahm? Oder als Hermann Germanien vom Römerjoch befreite? Oder als Adam den Apfel an sich riß wie Adolf die Macht? Fragen über Fragen.

Die »Frankfurter Allgemeine« macht sich gelbe Hoffnung:

Nun blickt auch China mehr auf diese Länder und stellt die verstaubten marxistischen Klassiker zurück ins Regal. Dies könnte eine historische Stunde sein – falls China wirklich auf diesem Weg bleibt.

Auf dem Weg ins Regal?

Und wieder einmal deutet uns der staatl. gepr. Augur Johann Georg Reißmüller die »Konturen im Kreml«:

Nur langsam bekommt die Gestalt des Generalsekretärs Tschernenko politische Konturen. Nicht nur sein vorgerücktes Alter (das allein wäre ein zu dürftiger Beleg), sondern auch seine Herkunft als Vertrauter Breschnews und vor allem seine Reden legen den Schluß nahe, daß er wenig Sinn für Neuerungen besitzt... Doch es hat nicht den Anschein. .. Vielleicht deckt er... Vieles weist auch darauf hin.. . Viele Beobachter nehmen an... Es sieht so aus als... Aber es wäre voreilig... Wahrscheinlich ist... Dazu bedürfte es... Die Gründe liegen noch im dunkeln... Wie auch immer, nun ist der Eindruck entstanden... Was hat.. . ? Was ist. . . ? Und wie soll. . . ? Es mag sein, daß. . . Vielleicht ist es aber auf einigen Feldern wie beim Tauziehen, wenn sich das Seil bei äußerster Anstrengung beider Seiten eine Weile nicht einmal um einen Zentimeter bewegt.

Oder es ist wie beim Eierlaufen? Oder beim Sackhüpfen? Oder beim Bleigießen, wenn die »FAZ«-Herausgeber trotz äußerster Anstrengung immer wieder mit ihren Weissagungen aufn Arsch fallen?

»Bild« berichtet von der Premiere des Privatfernsehens:

Kleine Programmpatzer wurden im Studio nicht tragisch genommen: So sprach Halle vom Bundespräsidenten Jenninger (statt Bundestagspräsident), guckte auch mal in die falsche Kamera. »Pannen machen uns menschlich«, sagte Halle nach seiner ersten Sendung.

Also das könnte direkt von Wörner sein. Wenn mich aber demnächst der Bundestagspräsident Weizsäcker oder der Kardinal Werner Höfer zu mehr Menschlichkeit aufrufen, werd ich mich nicht lumpen lassen und ohne Rücksicht auf Weib und Kind stantepede in die falsche Kamera gucken.

Der schleswig-holsteinische Bundestagsabgeordnete der Grünen, Walter Sauermilch, muß in den Pürierstab gekommen sein:

Und die Küchen sollen nicht aussehen wie Labors, eher wie eine Kreuzung zwischen Almhütte und Werkstatt.

Aber hat er sich das auch gründlich überlegt? Werkstatt? Ist das nicht zu technisch? Stört der Schlagbohrer der Köchin den Putzmann nicht beim Jodeln?

Aus einer sozialdemokratischen Stadtteil-Zeitschrift:

Die Eimsbüttler SPD hat eine Frau zur Vorsitzenden gewählt.

Wenn das so weitergeht mit diesem ungebremsten Fortschritt, werden die Genossen demnächst melden: Die Poppenbüttler SPD hat einen Mann zur Vorsitzenden gewählt.

Peter Glotz hat alles hinterfragt und aufgearbeitet, bis er die Wahrheit fand:

Meinungsführerschaft und Organisationskraft sind beide notwendige Bedingungen der Mehrheitsfähigkeit.

Jetzt kann Jochen Vogel nur noch Kanzler werden, oder?